1,70 DM / Band 46
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Das Rätsel von Stonehenge

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 46

Das Geheimnis von Stonehenge

Sie blieb keuchend stehen. Ihr Herz jagte, und trotz der feuchten Kälte, die sie einhüllte, war sie in Schweiß gebadet. Aus angstvoll geweiteten Augen blickte sie um sich. Aber da war nichts. Nichts außer grauen Nebelschwaden, die die Welt gefressen hatten und alles mit trister Gleichförmigkeit überzogen, was weiter als zwei oder drei Schritte entfernt war.

Aber was sie nicht sah, das *hörte* sie: das gedämpfte Tappen schwerer Pfoten, die Geräusche massiger Körper, die durch Unterholz und Gestrüpp brachen – und das gräßliche Bellen der Bluthunde, das unbarmherzig näher kam…

Zwei Begriffe spielen in dem Roman eine tragende Rolle: Stonehenge und Avalon. Hören wir erst einmal, was das Lexikon darüber weiß:

Stonehenge (altengl. für »hängende Steine«) ist eine große Anlage aus der späten Jungsteinzeit (etwa 2000-1500 v. Chr.) bei Salisbury im Süden Englands. In mehreren Bauphasen wurden in einem Wall- und Grabenring fast konzentrische Steinkreise eingefügt. Gut erhalten ist ein äußerer Ring aus 30 durch Decksteine verbundenen, 4 m hohen Steinpfeilern und darin eine hufeisenförmige Setzung aus 5 riesigen torartigen »Trilithen«. Die Anlage setzt astronomisches Wissen voraus; ihre Bestimmung scheinen Sonnen- und Mondbeobachtungen (Voraussage von Finsternissen?) gewesen zu sein.

Soweit das Lexikon. Und soweit auch die Erkenntnisse der Wissenschaft. Niemand konnte bisher ergründen, wer Stonehenge erbaut hat. Die zyklopischen Steine stammen jedenfalls nicht aus der Gegend um das Heiligtum, sondern wurden von weither transportiert. Die Sage berichtet, daß der Zauberer Merlin selbst Stonehenge errichtet hätte und es als Kultstätte für den Sonnengott diente. Dafür spricht auch seine unglaublich exakte Geometrie: an zwei Tagen nur fällt Sonnenlicht durch den Kreis: zur Sommer- und Wintersonnenwende.

Avalon ist der bretonische Name des keltischen Elysiums, in der Artussage der Aufenthalt der Helden nach dem Tode. Avalon ist ein Geisterreich – doch nicht wie beim christlichen Glauben das Reich der Toten, sondern das der ewig Lebenden! Sein Name ist abgeleitet vom keltischen »Emain Abhlach« – »Insel der Äpfel«. Der Apfel ist in vielen Mythen ein Symbol – man denke nur an den Sündenfall oder an Schneewittchen. Apropos Schneewittchen – auch auf Avalon soll jemand schlafend auf seine Wiedererweckung warten: König Artus. Ob sich Robert Craven allerdings zu einem Kuß hinreißen läßt, sei an dieser Stelle noch verschwiegen...

* * *

Vereinzelte Stimmfetzen drangen aus dem Nebel, harte Worte in einer fremdartigen Sprache, die Jeany nicht verstand, die ihr jedoch seltsam bekannt vorkamen und Angst machten.

Obwohl ihr Herz bis zum Halse schlug und ihre Lungen noch vor

Atemnot brannten, fuhr Jeany noch einmal herum und rannte wie von Furien gehetzt weiter.

Ihre Schritte wurden gehört – sofort rief jemand einen scharfen Befehl, der wie ein Peitschenhieb durch den Nebel drang. Für einige Sekunden verstummte das Hundegebell, um dann jedoch erneut zu erschallen. Diesmal war es so nah, daß Jeany das gierige Hecheln der Meute hören konnte. Und die festen Schritte ihrer Verfolger. Verschwommene Schatten tauchten in dem grauen Nebel auf.

Halb wahnsinnig vor Angst rannte Jeany auf die dichtesten Schwaden zu und tauchte in den grauen Dunst ein. Im ersten Augenblick hatte sie das Gefühl, gegen eine feste Wand gelaufen zu sein. Jeany schrie vor Schmerz und Panik auf, doch im selben Augenblick gab die Nebelwand ihren Widerstand auf; ein Gefühl, als zerrisse eine unsichtbare Membran. Eine körperlose, klebrige Hand strich über ihr Gesicht wie unsichtbare Spinnweben, und Jeany stolperte haltlos nach vorne.

Das Bellen der Hunde und die Rufe ihrer Verfolger waren mit einem Male so nahe, daß Jeany jede Sekunde damit rechnete, das erste der geifernden Ungeheuer vor sich auftauchen zu sehen. Die Luft stank nach Blut.

Wimmernd vor Angst drehte sie sich um die eigene Achse, die Hände in einer halb erschrockenen, halb abwehrenden Geste erhoben. Doch der Nebel war so dicht, daß sie kaum ihre eigenen Finger sehen konnte. Eine unnennbare Drohung ging von ihm aus, ein dunkles Gefühl, das Jeany trotz der Abendkälte den Schweiß aus allen Poren trieb. Außerdem wurde ihr mit entsetzlicher Deutlichkeit klar, daß sie sich nun endgültig in der Heide verirrt hatte.

Doch das drohende Knurren und Geifern der Hunde ließen sie blindlings weiterlaufen. Sie streifte mit der Schulter einen unsichtbaren Widerstand und erhielt einen heftigen Schlag quer über das Gesicht. Jeany warf sich zur Seite und riß abwehrend die Arme empor.

Aber es war kein Hund und keiner der Verfolger. Ihr Gegner entpuppte sich als verkrüppelter Baum, gegen dessen Äste sie gerannt war.

Oder hatte er mit seinen Ästen nach ihr geschlagen?

Jeany wußte, wie absurd dieser Gedanke war. Und doch setzte er sich hinter ihrer Stirn fest und wühlte und grub in ihrem Bewußtsein. Sie

wußte, daß sie vor lauter Angst sterben würde, wenn dieser Alptraum noch lange anhielt. Verzweifelt stolperte sie weiter.

Ein großer Hund kam von der Seite auf sie zugeschossen und schnappte nach ihr, seine Zähne fingerlange gebogene Elfenbeindolche, blutiger Geifer vor dem Maul, Augen wie glühende Kohlen, die Jeany voller Mordlust fixierten. Jeany schlug mit beiden Händen zu, um das Tier abzuwehren. Ihre Arme fuhren durch eine dichte Nebelschwade, die im Wind verwehte. Nur einen Augenblick blieb Jeany überrascht stehen. Da fühlte sie einen heftigen Schlag gegen ihren rechten Unterschenkel und einen brennenden Schmerz.

Drei, vier weitere Hunde schälten sich aus dem Nebel und stürzten mit geifernden Mäulern auf sie zu. Jeany versuchte fortzulaufen, stolperte über eine Wurzel und schlug mit dem Gesicht voraus auf den gefrorenen Boden. Sie blieb benommen liegen und sah die großen Hunde wie durch einen dichten Schleier näher kommen. Feuchte Schnauzen berührten ihre Arme und Beine.

Jeany fuhr schreiend hoch, griff blindlings um sich und umklammerte den erstbesten Gegenstand, der ihr unterkam. Erst als sie damit zuschlug, merkte sie, daß sie einen mehr als anderthalb Yards langen Weidepfahl gepackt hatte. So ein Pfahl stellte normalerweise die am besten geeignete Waffe dar, um einen oder auch mehrere Hunde von sich abzuhalten, doch Jeany war keine geübte Kämpferin. Und diese Hunde waren groß und zahlreich genug, selbst einen kräftigen Mann in Stücke zu reißen.

Sie hatte keine Chance, und sie wußte es.

Auch beim nächsten Schlag sauste der Weidepfahl nutzlos durch die Luft, während ein riesiger schwarzer Hund auf Jeany zuschnellte und seine Fänge in ihre linke Schulter schlug. Jeany brüllte auf, stieß den Hund blindlings von sich und blickte auf ihre Schulter herab.

Eine eisige Hand schien sie zu streifen. Für eine Sekunde vergaß sie sogar die Hunde und die entsetzliche Lage, in der sie sich befand.

Sie sah – NICHTS!

Der Schmerz wühlte in ihrer Schulter, aber ihre Haut war vollkommen unversehrt – sie hatte nicht einmal einen Kratzer!

Im selben Moment biß der Hund erneut zu. Das rechte Bein knickte unter ihr weg, sie schrie auf, ruderte einen Moment hilflos mit den Armen und stürzte mitten in die geifernde Meute.

Der große Schwarze stürzte sich mit triumphierendem Geheul auf sie, die Fänge zum letzten, entscheidenden Biß gebleckt. Jeany rollte herum, riß schützend die Hände vor Gesicht und Kehle und trat in ihrer Angst mit dem verletzten Bein zu. Der Schmerz, den sie dabei empfand, ließ sie aufschreien.

Aber ihr rechter Knöchel hielt. Er war äußerlich ebensowenig verletzt wie ihre Schulter. Nur die Schmerzen waren da.

Es ist unmöglich, dachte sie entsetzt. Was sie erlebte, war vollkommen unmöglich. Vielleicht phantasierte sie bereits. Vielleicht war sie schon tot, und dies war der Beginn der Hölle, von der man ihr so oft erzählt und an die sie nie geglaubt hatte. Es war un-mög-lich.

Irgendwie kam sie wieder auf die Beine und stolperte tiefer in den Nebel hinein. Die Hunde folgten ihr auf dem Fuß, ohne sie jedoch weiter anzugreifen. Schon keimte in Jeany die Hoffnung, daß der Alptraum ein Ende nehmen, daß sie entkommen könnte. Da sah sie, wie sich vor ihr der Nebel zu einem schwarzen Knäuel ballte, ein dunkles, im ersten Moment verkrüppelt wirkendes Etwas bildete, das schwarze Fäden in alle Richtungen spann.

Dann gerann die Dunkelheit zur Gestalt eines breitschultrigen Mannes, der sich aus der Nebelwolke löste und ihr den Weg vertrat. Jeany starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die seltsame Bekleidung des Mannes. Sie bestand nur aus Eisen, das seinen Körper von Kopf bis Fuß umhüllte; ein gepanzertes Ungeheuer, das nur einem Alptraum entsprungen sein konnte.

Erst das Schwert in seiner Hand machte Jeany klar, daß der Fremde eine Ritterrüstung trug. Das Gesicht war hinter einer eisernen Maske verborgen, die wie eine bizarre Wolfsfratze mit fingerlangen Reißzähnen aus dem Helm herausragte. Doch Jeany beachtete sie nicht, sondern starrte nur in die Augen des Mannes, die kalt auf sie herabblickten.

Der Fremde hob mit einer beinahe lässigen Bewegung sein Schwert und richtete die Spitze auf Jeanys Brust. Plötzlich war der süßliche Geschmack von Blut in ihrem Mund.

»Die Jagd ist zu Ende!« Seine Stimme drang dumpf und fremd unter der Eisenmaske hervor. Aber Jeany spürte, daß der Mann vor Freude und Triumph beinahe außer sich war.

Der Mann wollte ihren Tod. Und noch mehr, erkannte Jeany schaudernd.

Seltsamerweise dämpfte diese Erkenntnis ihre Angst. Tief in ihrem Innern regte sich das Gefühl, daß der Ritter unrecht hatte. Die Jagd war noch längst nicht zu Ende. Außerdem sagte ihr etwas, das zwar ein Teil ihrer selbst war, ihr jedoch so unsagbar fremd erschien, daß sie schon bald Hilfe erhalten würde.

Es war seltsam, aber plötzlich hatte sie gar keine Angst mehr. Sie war sich der Gefahr, sterben zu können, bewußter denn je, aber es war jetzt nur noch Wissen, keine Panik mehr. Es war, als erwache eine zweite, völlig andere Jeany in ihr.

Sie gab ihr die Kraft, sich herumzuwerfen und loszurennen.

* * *

Jemand rüttelte an meiner Schulter. Die Berührung war nicht einmal sehr fest – geschweige denn schmerzhaft –, aber ich befand mich in jenem Zwischenstadium zwischen wirklichem Wachsein und Schlummer, in dem ich schon immer allergisch auf jegliche Art von Störungen reagiert habe – vor allem, wenn sie vor zwölf Uhr mittags erfolgen.

Zornig, aber zu müde, dem Kerl all das anzutun, wozu ich im Augenblick Lust verspürte, schlug ich die Hand beiseite, verursachte damit aber nur ein amüsiertes Lachen.

»Holla, Freund. Wir sind gleich da. Sie sollten jetzt langsam aufstehen; der Zug hat nicht lange Aufenthalt!«

Ich öffnete die Augen und starrte den Sprecher an, nicht ganz schlüssig, ob ich nun wirklich wach war oder einen Geist vor mir hatte, der sich aus einem Alptraum hinübergeschlichen hatte, um mich zu quälen. Allerdings hatte der kleine, pummelige Kerl vor mir nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem geisterhaften Wesen – allerhöchstens mit einem Quälgeist.

Noch während ich die seltsame dunkle Kleidung, die er trug, einzuordnen versuchte, nickte er mir mit einem freundlichen Grinsen zu und streckte sich, um einen länglichen Gegenstand aus einem netzartigen Ding zu nehmen, das knapp unter der Decke die Wand entlang gespannt war. Erst als er mir das Ding reichte, erkannte ich, daß es sich um meinen Stockdegen handelte.

Mein Stockdegen? Ein Netz? Irgend etwas war hier nicht in Ordnung,

gelinde ausgedrückt. Aber ich war noch nicht wach genug zu erkennen, was.

»Das ist wohl alles, was Sie an Gepäck mithaben?« meinte er gemütlich.

»Gepäck?« echote ich dümmlich. »Was für Gepäck???«

Ein sehr ungutes Gefühl begann sich in mir breit zu machen – vor allem, als kaum eine Sekunde später ein schriller Pfiff durch den Raum tönte...

Und plötzlich wußte ich, wo ich mich aufhielt:

Es war ein Eisenbahnabteil! Jetzt erkannte ich auch, daß es sich bei dem Anzug des kleinen Dicken nicht um eine exotische Tracht, sondern um eine schlichte Schaffneruniform der British Railways handelte.

Das alles erklärte mir jedoch nicht, was um der Großen Alten willen ich in diesem Zug zu suchen hatte. Denn die letzte Erinnerung, die ich hatte, sagte mir nämlich, daß ich eigentlich in einer Kutsche sitzen sollte, um Howard aufzusuchen...

* * *

Die Klinge pfiff mit einem hellen, singenden Geräusch durch die Luft, verfehlte ihr Gesicht um Haaresbreite und bohrte sich tief in die Rinde des Baumes. Der Ritter fluchte, riß seine Waffe wieder an sich und machte einen schwerfälligen Schritt auf Jeany zu. Seine Rüstung behinderte ihn; er stolperte, fiel ungeschickt auf ein Knie herab und schickte Jeany eine wütende Verwünschung nach. Mühsam versuchte er sich hochzustemmen.

Jeany reagierte mit einer Kaltblütigkeit, die einem stärkeren Willen als dem ihren zu entspringen schien – sie wartete, bis er sich halb erhoben hatte und nur auf den Zehenspitzen balancierte. Für den Bruchteil eines Herzschlages war er verwundbar – und Jeany nutzte diese Chance.

Mit aller Kraft, die sie überhaupt aufbringen konnte, trat sie zu. Ihr Fuß traf die stählerne Wolfsfratze vor dem Gesicht des Ritters und ließ ihn mit einem Wutschrei nach hinten fallen. Dann wirbelte sie herum und rannte wie von Furien gehetzt los.

Bald schon hatte Jeany den Unheimlichen weit hinter sich gelassen. Auch das Bellen der Hundemeute wurde schnell leiser und verwehte im Wind, bis sie nichts mehr hörte als das leise Wispern des Nebels; und eine Stille, die auf ihre Weise beinahe unheimlicher war als das schrille Heulen der Verfolger zuvor.

Nach wenigen Minuten erreichte Jeany einen Kiesweg, den sie zu kennen glaubte. Unwillkürlich bog sie nach rechts ein und hastete den flachen Hügel hoch, zu dessen Kuppe der Weg führte. Der Kies knirschte unter ihren Schuhen so laut, daß ihre Verfolger dieses Geräusch unmöglich überhören konnten. Und doch schien es so, als wäre die Welt um sie mit einemmal von einer gespenstigen Stille erfüllt, in der die Erinnerung an das blutgierige Jaulen der Hunde und die harten Stimmen der Hundewärter und Ritter zu einem unwirklichen, angstmachenden Traum wurden.

Auch die Schmerzen schwanden mit jedem Schritt, den Jeany den Hügel emporstieg. Nach einer Weile wurde der Weg wieder eben; der Nebel riß auf. Nicht weit vor sich entdeckte Jeany ein seltsames Gebilde, das noch halb von Nebelschwaden verhüllt war und dennoch seltsam deutlich gegen den Hintergrund abstach. Es war ein kreisrunder Ring aus mächtigen Felsblöcken, die so groß waren, daß nur Riesen sie zusammengetragen haben konnten.

Sie kannte diesen Ring. Sie hatte ihn niemals gesehen, aber sie – etwas in ihr – kannte dieses Gebilde. Und es erfüllte sie gleichzeitig mit Entsetzen wie mit einem absurden, vollends unbegründeten Gefühl tiefer Sicherheit.

Wie von einem Magneten angezogen, lief Jeany auf den Steinring zu. Kurz bevor sie ihn erreichte, blieb sie plötzlich stehen und preßte die Handflächen gegen die Stirn. Eine Flut von Bildern brach über sie herein; Bilder, die sie niemals erblickt hatte und die ihr doch allesamt sehr vertraut vorkamen; es war kein Sehen, es war vielmehr ein Wiedersehen:

Noch immer sah sie den Ring der zyklopischen Steine im hellen Mondlicht vor sich. Doch war es nun ein vollkommener Ring, dem nicht mehrere der Quader fehlten. Neun Menschen traten, aus verschiedenen Richtungen kommend, in den Kreis ein und reichten einander die Hände.

Jeany begann zu zittern, als sie den festen, warmen Druck zweier Hände in den ihren zu spüren glaubte. Sie sank in die Knie und blickte starr auf ihre Hände.

Natürlich waren sie leer, und ihre Finger klamm vor Kälte. Doch die Erinnerung an jene warmen Hände ließ sich nicht vertreiben. Jeany fühlte noch einen Nachhall der gewaltigen Kräfte, die damals von den anderen auf sie übergegangen waren und die ihr heute so schrecklich und grauenhaft erschienen.

Wider Willen streckte Jeany die Hand aus und berührte eine der mächtigen Steinsäulen mit den Fingerspitzen. Die dem Felsquader innewohnende Kraft ließ sie sofort zurückzucken, doch fast war es zu spät. Denn im gleichen Moment packte sie ein starker Sog wie mit Geisterklauen und riß sie auf den Stein zu. Sie schrammte mit dem Kopf über die schorfige Oberfläche und schmeckte ihr eigenes Blut auf den Lippen.

Einen Augenblick später gab der Stein wie Gummi nach, und Jeany wurde immer weiter in ihn hineingezogen.

In den massiven Fels...

Jeany stieß einen gellenden Schrei aus und begann sich mit aller Kraft gegen den Sog zu wehren. Die ersten Sekunden erschien es ihr, als ob jeder Widerstand sinnlos sei, doch dann merkte sie, daß sich der Verschmelzungsprozeß mit dem Stein verlangsamte. Sie setzte noch einmal alle Energien frei, kämpfte mit Kräften, die nicht die ihren waren und die sie nicht verstand, aber vollkommen beherrschte, und kam allmählich frei, obwohl ihr die Anstrengung beinahe den Schädel zu sprengen drohte. Gerade als sie glaubte, das Grauen nicht länger ertragen zu können, hörte der Sog auf. Jeany stolperte überrascht nach hinten und setzte sich reichlich unsanft hin.

Stöhnend betastete sie die schmerzenden Partien und starrte dabei mit grauem Gesicht die Steinsäule an. Ihre Mundwinkel zitterten vor Schmerz und Erregung, und in ihren Augen stand noch ein letzter Widerschein dessen, was sie in dem Moment gesehen hatte, als der Sog zusammengebrochen war.

Jeany hatte das Paradies geschaut.

Oder zumindest etwas, das dem Paradies sehr nahe kam. Es war ihr wie eine sonnenüberstrahlte Insel in einem stillen See erschienen. Wie ein friedlicher Hain voller Bäume und Früchte, in dem der Abendwind sein Lied spielte.

Jeany spürte plötzlich Trauer, eine sonderbare Melancholie, die stärker war als jedes Gefühl, das sie jemals vorher empfunden hatte, und eine brennende Sehnsucht nach dieser Insel des Glücks.

Der Ritter, die Verfolger und die mörderischen Hunde waren vergessen, unwichtig angesichts dessen, was sie gesehen hatte. Verzweifelt barg sie ihr Gesicht in den Händen und ließ ihren Tränen freien Lauf. Am liebsten wäre sie sofort wieder aufgesprungen, um sich dem Sog des Steines freiwillig auszuliefern und die Insel zu suchen.

»Meine Heimat Avalon, ich will dich wiedersehen«, flüsterte sie voller Sehnsucht.

Jeany erschrak bei diesen Worten. Weniger, weil sie plötzlich den Namen des Inselparadieses wußte, sondern vielmehr über ihre eigene Stimme, die nichts Mädchenhaftes mehr an sich hatte, sondern weit eher der Stimme einer reifen Frau glich.

Noch mehr erschreckten sie jedoch die Gedanken, die in den unergründlichen Tiefen ihres Geistes erwachten. Was geschah mit ihr?

Sie mußte fliehen, so schnell sie konnte. Sie spürte den Atem des Grauens, der dem Steinblock entströmte und jeden Augenblick stärker und mächtiger wurde. Denn hier lag die Pforte nach Avalon, und in Avalon erwartete sie ein Tod, der schlimmer war als bloßes Sterben.

* * *

Ich stolperte mehr aus dem Zug, als daß ich ging. Verwirrt blieb ich auf dem schmalen Bahnsteig stehen und sah mich um.

Meine Situation war... absurd, sehr vorsichtig ausgedrückt.

Das letzte, woran ich mich erinnerte, war, in eine Mietdroschke gestiegen zu sein, um... um...

Verdammt, nicht einmal das wußte ich genau!

Um was?! Es hatte irgend etwas mit Pri zu tun und Howard und Sha-

Der Gedanke entschlüpfte mir, als wäre da irgend etwas, das nachhaltig verhindern wollte, daß ich dem Rätsel auf die Spur käme. Und selbst diese Erkenntnis war sonderbar nebelhaft...

»Nur die Ruhe, alter Junge«, murmelte ich, um mich selbst zu beruhigen.

Vor allem durfte ich jetzt nicht die Nerven verlieren. Es gab ein paar

grundlegende Regeln, wie man sich in Situationen wie dieser verhalten sollte – und die erste war, einen kühlen Kopf zu bewahren, wollte man nicht Gefahr laufen, ihn zu verlieren...

Das Stationsgebäude lag halb vom Nebel verborgen; trotzdem konnte ich erkennen, daß es nicht besonders groß war, genauso wie die Kirche, die schemenhaft dahinter zu sehen war.

Der Bahnhof selbst war aus einfachen rotbraunen Backsteinen errichtet, die allerdings fingerdick mit fettem, schwarzem Ruß bedeckt waren. Nur ein einzelner weißer Fleck schien mit einer gewissen Sorgfalt freigehalten zu werden. Als ich näher trat, las ich den Namen der Station: Salisbury.

Es hätte genausogut Little Fittledean oder Schlonzzglub heißen können. Der Name sagte mir nämlich überhaupt nichts. Es gab einfach keinen Grund für mich, hierzusein.

Während ich mir noch den Kopf darüber zerbrach, wühlte ich mit der Rechten in meiner Hosentasche herum und fühlte plötzlich ein Stück Papier zwischen den Fingern. Ich zog es hervor in der vagen Hoffnung, daß es mir einen Anhaltspunkt geben könnte – aber es steigerte meine Verwirrung eher noch.

Was ich gefunden hatte, war nichts anderes als eine Fahrkarte: eine Fahrkarte zweiter Klasse für die einfache Fahrt von London nach Salisbury.

Sonst nichts. Ich war froh, als ich beim Durchsuchen meiner Jackentasche ein Bündel Pfundnoten und einige goldene Guineen fand. Wenigstens hatte ich mich mit genügend Geld versorgt, um nach London zurückfahren zu können. Und genau das hatte ich vor.

Hinter mir erscholl ein schriller Pfiff. Der Zug setzte sich fauchend und kreischend in Bewegung. Eine fette schwarze Rußwolke drang aus dem Schornstein der Lokomotive und hüllte mich ein. Hustend und würgend arbeitete ich mich daraus hervor und schwor mir, nie mehr über Howards geliebte Virginias zu lästern. Die waren noch Gold gegen den Kohlenrauch einer Dampflok der britischen Eisenbahn. Andererseits hatte ich natürlich selten eine Eisenbahn in meinem Salon zu Gast...

Ich klopfte die hartnäckigen Rußpartikel von meinem Anzug und blickte mich suchend um. Nicht weit entfernt lehnte einer der dienstbaren Geister dieses Bahnhofs gemütlich auf seiner Schubkarre und musterte mich mit einer Miene, die zeigte, daß er sich kein

Geschäft mit einem Mann versprach, der als einziges »Gepäckstück« einen Spazierstock bei sich trug.

Ich zauberte eine Münze aus meiner Tasche und schnellte sie ihm zu. Er schnappte sie mit einer Geschwindigkeit auf, die seine scheinbare Trägheit Lügen strafte, warf einen schnellen Blick darauf und entblößte seine Zahnstummel zu einer Grimasse, die ich mit einiger Mühe als Grinsen einordnen konnte.

»Zu Ihren Diensten, M'lord.«

An seinem Dialekt erkannte ich, daß ich mich irgendwo in Hampshire aufhalten mußte. Na, wenigstens hatte ich es nicht weit nach Hause.

»Wann fährt der nächste Zug nach London ab?« fragte ich.

»Vor einer Minute«, erklärte er fröhlich. Unter anderen Umständen hätte ich vielleicht darüber gelacht, aber im Moment war mir nicht zum Scherzen zumute. Ganz und gar nicht.

Und meine Gedanken mußten wohl ziemlich deutlich auf meinem Gesicht abzulesen sein, denn das Grinsen des Gepäckträgers gefror förmlich.

»Aber M'lord, Sie... Sie sind doch gerade eben aus Richtung London gekommen?« stotterte er, deutete aber dann meinen ungeduldigen Blick richtig und meinte schließlich kleinlaut:

»Also heute abend geht keiner mehr. Da müssen Sie schon bis morgen früh warten. Um fünf Uhr fährt der erste. Wenn ich Ihnen einen guten Gasthof empfehlen darf – der ›Rote Ochse‹ ist gleich um die Ecke.«

»Danke«, antwortete ich, wählend ich mich innerlich schüttelte. Fünf Uhr morgens! Zivilisierte Menschen pflegten um diese Zeit zu Bett zu gehen!

»Fahren nicht später noch Züge nach London?« fragte ich ihn hoffnungsvoll. »So um drei, vier Uhr nachmittags?«

»Wohl, wohl, M'lord. Fünf nach drei kommt der Eilzug aus Plymouth hier durch.«

Fünf nach drei... nun, das war genau der Zug, den ich brauchte, um vorher noch gemütlich frühstücken und den Tag ohne ungesunde Hast beginnen zu können. Ich bedankte mich, wandte mich um und wollte den Bahnhof verlassen, um den »Roten Ochsen« anzusteuern, besann

mich dann aber eines besseren. Wenn ich schon einmal hier war, konnte ich ebensogut gleich die Fahrkarte lösen, um morgen nicht etwa vor verschlossenem Schalter zu stehen.

So lenkte ich meine Schritte zur Bahnhofstür. Mich fröstelte. Die Kälte dieser Jahreszeit – schließlich schrieben wir den 6. Januar 1887 – begann sich unangenehm bemerkbar zu machen. Und trotzdem – mir schien, als wäre es eine sehr sonderbare, unnatürliche Kälte

Als wäre dieser Gedanke ein Stichwort gewesen, begann ich immer stärker zu frieren. Es war ein sonderbares Gefühl – ich fror nicht wirklich, aber etwas...

... schien in meinen Körper zu kriechen. Ein Gefühl wie klammer Nebel, der sich um meine Glieder legte und in jede einzelne Pore kroch.

Ich schauderte.

Irgend etwas stimmte hier nicht, und es war nicht nur die Tatsache, daß ich noch immer keinen blassen Schimmer hatte, was ich hier überhaupt tat; geschweige denn, warum ich hergekommen war.

Und vielleicht war es gar kein Zufall.

Voller neu erwachtem Mißtrauen sah ich mich um.

Auf den ersten Blick wirkte der kleine Bahnhof harmlos.

Auf den zweiten nicht mehr. Ich konnte nicht beschreiben, was es war, aber irgend etwas hier war...

Unheimlich.

Unheimlich und falsch.

Ebenso unheimlich und falsch wie der grauschwarze Nebel, der sich in dichten Schwaden über der Ortschaft zusammenballte. Der Gedanke, in die wabernde graue Wolke hineintreten zu sollen, erfüllte mich mit Widerwillen, beinahe mit einem Gefühl körperlichen Ekels...

Ich öffnete die Tür zum Schalterraum heftiger, als nötig gewesen wäre, und trat hastig ein. Der Beamte sah mißbilligend von einer Liste auf, mit der er beschäftigt war. »Was wollen Sie?« fragte er unfreundlich.

»Eine Fahrkarte nach London!« Aber noch während ich antwortete,

spürte ich, daß es in dem Raum noch kälter als draußen war.

* * *

Obwohl Rauhreif im Gras glitzerte und es immer kälter wurde, hatte Jeany plötzlich das Gefühl, von dunklen Flammen umgeben zu sein. Flammen, die so heiß loderten, daß die Luft um sie zu flirren begann. Jeder Atemzug wurde zu einer Qual, der Schweiß brannte in ihren Augen, jede Bewegung kostete sie mehr und mehr Kraft. Jeany wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und wich einige Schritte zurück. Sofort wurde es kühler; die unsichtbaren Flammen schienen niedriger zu lodern. Sie spürte zwar noch immer die dämonische Ausstrahlung, doch sie war jetzt merklich schwächer geworden.

Doch Jeany gab sich keiner sinnlosen Hoffnung hin. Wer auch immer seine magischen Klauen nach ihr ausstreckte, er war nicht schwächer geworden. Eher schien es ihr, als würde er nur einen Augenblick seine Kräfte sammeln, um danach um so härter zuzuschlagen.

Wie um ihrer Furcht neue Nahrung zu geben, hörte sie nun auch das Gebell der Hunde wieder näher kommen, und die Stimmen der schwarzen Ritter hallten dumpf und drohend durch den dichten Nebel an ihr Ohr.

Jeany wirbelte auf dem Absatz herum und rannte den Weg hinab. Zumindest hatte sie die Absicht, es zu tun. Doch nach drei, vier Yards prallte sie gegen eine unsichtbare Wand und stürzte zu Boden. Für einige Sekunden tanzten bunte Sterne vor ihren Augen. Sie fühlte sich schwach, so unendlich schwach. Ein dumpfes, an- und abschwellendes Rauschen war in ihren Ohren.

Allmählich klärte sich ihr Blick wieder, doch das Rauschen blieb, wurde dabei lauter und lauter, bis es wie ein Orkan dröhnte und ihre Trommelfelle vibrieren ließ. Jeany verzog schmerzerfüllt das Gesicht und preßte die Hände auf die Ohren.

Es half nichts; das Dröhnen schwoll noch weiter an, bis Jeany sich halb wahnsinnig vor Schmerzen am Boden wand und ihre Qualen hinausschrie. Doch sie konnte ihre Stimme gegen das Dröhnen in ihren Ohren nicht einmal hören.

Gerade, als sie glaubte, endgültig wahnsinnig zu werden, wurde das Dröhnen plötzlich leiser. Doch es dauerte noch eine Weile, bis Jeany

es als das erkannte, was es wirklich war: das böse, meckernde Lachen eines alten Mannes.

Jeany fuhr wie von der Tarantel gestochen hoch.

»Corabhainn!«

»Ich bin es«, klang es düster zurück. Die Steinsäule verblaßte, und der alte Mann trat aus ihr heraus, ein Schemen wie aus einem Alptraum, der sich zu entsetzlicher Wirklichkeit manifestierte. Er trug eine bodenlange blaue Kutte, und in seiner rechten Hand hielt er einen knorrigen Stab. Sein Gesicht war zu einer wütenden Grimasse verzerrt.

Und in seinen Augen las Jeany ihren Tod.

* * *

Jack Fancer blickte zum zehnten Mal in ebenso vielen Minuten zur Uhr. Und zum zehnten Male hatte er das Gefühl, daß die Zeiger sich – wenn überhaupt – höchstens rückwärts bewegt haben konnten.

Immer noch nicht Feierabend, dachte er enttäuscht und wandte sich wieder seiner Liste zu. Wenn wenigstens die Abrechnung stimmen würde, dann könnte er seinen Schreibtisch zusperren, sich zurücklehnen und warten, bis die Uhr die zwölfte Stunde schlug. Doch auch beim dritten Zusammenrechnen fehlten die zwei Pfund, sieben Schilling noch genauso wie beim ersten Mal.

»Verdammt, irgendwo müssen sich die Kröten doch versteckt haben. Jamison ist glatt in der Lage, mir die Differenz vom Gehalt abzuziehen«, fluchte Jack und addierte die Beträge auf seiner Liste zum vierten Mal. Draußen setzte sich der letzte Zug aus London schnaufend in Bewegung, und die wenigen Fahrgäste, die aus den Waggons gestiegen waren, verschwanden rasch im Nebel. Bis auf einen recht jungen Mann, dem Jack den feinen Pinkel auf den ersten Blick ansah.

Wütend über die Ungerechtigkeit dieser Welt, die es zuließ, daß ein Mann in einem Anzug herumlief, der gut seine 100 Pfund wert war, während er sich selbst um lächerliche zwei Pfund, sieben Schilling Sorgen machen mußte, rechnete Jack seine Liste ein weiteres Mal durch. Gerade als er die fehlende Summe entdeckt zu haben glaubte, sprang die Tür mit lautem Krachen auf, und der feine Pinkel stolzierte wie ein Pfau herein.

Jacks Laune sank noch weiter. »Was wollen Sie?« fragte er mürrisch.

»Eine Fahrkarte nach London. Erster Klasse, wenn's geht.«

Jack holte den Billetblock aus der Schublade und füllte den Fahrschein aus. Für einen Augenblick überlegte er, ob er dem Pinkel nicht die zwei Pfund, sieben Schilling dazuschreiben sollte – der Laffe sah nicht so aus, als würde er es überhaupt merken, und der Betrag würde ihm sicher nicht weh tun. Doch dann dachte Jack daran, daß Jamison in solchen Sachen keinen Spaß verstand. Da war es dann doch leichter, die Summe aus der eigenen Tasche zu bezahlen und wenigstens seinen Job zu behalten.

»Macht zehn Pfund, drei Schilling«, sagte er und schob dem Mann den Fahrschein zu. Der ergriff ihn mit einer fahrigen Geste und zog mit der anderen Hand eine Zwanzig-Pfund-Note aus der Jackentasche. Jack steckte den Schein in die Geldkassette und kramte das Wechselgeld zusammen.

Fast fünfmal so viel, wie ich brauche, dachte er, plötzlich ärgerlich über seine eigene Ehrlichkeit. Teufel auch, die Welt war ungerecht.

»Sir, Ihr –«

Jack sprach nicht weiter, sondern blickte den Fremden verwirrt an.

Der Mann schien ihn gar nicht mehr wahrzunehmen. Er sah ihn an, aber sein Blick ging förmlich durch Jack hindurch. Und in seinen Augen war… irgend etwas. Etwas, das Jack beinahe Angst machte.

»Sir?« fragte er vorsichtig. »Ist Ihnen nicht gut?«

Der Fremde antwortete mit leiser Stimme. Aber dann begriff Jack, daß er gar nicht mit ihm sprach, sondern etwas flüsterte, was sich entfernt wie »Neemooah« anhörte.

Und plötzlich drehte er sich um und rannte wie von Furien gejagt zur Tür hinaus. Jack sah ihm einen Augenblick verdattert nach, dann begann er zu rufen.

»He, Sie! Mister! Ihr Wechselgeld…!«

Aber er rief nur einmal.

Und auch nicht besonders laut…

* * *

Der Fremde blieb zwei Schritte vor Jeany stehen und deutete mit dem knotigen Stock in seiner Rechten auf sie. Im ersten Moment war sie nur erstaunt; erstaunt und ein wenig verwirrt. Aber dann...

Jeany stieß einen erstickten Ruf aus, als sie die beiden ineinander verschlungenen Schlangen erkannte, die den Schaft des Stockes bildeten. Sie... lebten!

Kaltes, eisiges Entsetzen packte sie, als der Gedanke langsam ganz in ihr Bewußtsein sickerte. Sie mußte weg hier, nur fort! Sie –

Fast, als hätte er ihre Gedanken gelesen, berührte der Alte sie in diesem Moment mit der Spitze des Stabes. Nur ganz leicht, beinahe sanft, und doch –

Der Schmerz raste wie ein tobsüchtiges Tier durch Jeanys Körper. Sie schrie auf und wand sich wie unter einem Schlag. Jede einzelne Nervenfaser in ihrem Leib schien in Flammen zu stehen.

Und irgend etwas in ihr erwachte.

Es war, als hätte der schreckliche Schmerz eine Mauer durchbrochen, die seit ihrer Kindheit da war. Und dieses Etwas gab ihr die Kraft, auf den Beinen zu bleiben und die Macht des Schlangenstockes zu ertragen. Etwas, das viel stärker war als Jeany, stärker als jeder andere lebende Mensch. Das vielleicht nicht einmal ein Mensch war, sondern...

Eine steile Falte erschien auf Corabhainns Stirn. Überrascht sah er sie an.

»Ich sehe, du hast nichts von deiner Hexenkunst verlernt, Nimué«, sagte er. Seine Stimme klang anerkennend, beinahe respektvoll, und gleichzeitig kalt wie Eis. »Doch sie wird dir nichts mehr nützen. Ein zweitesmal entkommst du mir nicht mehr. Du wirst so sterben, wie das Gesetz unserer Bruderschaft es befiehlt.«

Ein Wort hallte unheimlich hinter ihrer Stirn wider. Ein Name, gleichzeitig der Inbegriff aller Furcht; ein Wort, das sie mit schierem Entsetzen erfüllte, ohne daß sie sagen konnte, warum.

Nimué.

War das ihr Name? Sie wußte es nicht.

Nur eines begriff sie: Daß sie nicht mehr dieselbe Jeany Oldskirk war, die gestern noch in Mrs. Whitefields kleinem Laden Hutbänder und Nähgarn verkauft hatte. Das beschauliche, wenn auch enge Gestern war einem grauenerfüllten Jetzt gewichen, das...

Dann erlosch die Wirklichkeit endgültig.

Jeany/Nimué fühlte die fieberhafte Konzentration Corabhainns und sammelte ihre Kräfte, um dem magischen Angriff des Zauberers zu begegnen.

Corabhainn lachte, machte eine rasche Bewegung mit der Hand und fegte ihren Schild mit einer Leichtigkeit beiseite, die sie entsetzte. Plötzlich begriff sie, daß er genau wußte, wem er gegenüberstand. Sie hatte sich getäuscht. Grausam getäuscht. Nichts war Zufall. Der Alte mußte sich seit sehr langer Zeit auf die Konfrontation mit ihr vorbereitet haben. Damals, als sie noch Nimué war, hätte sie vielleicht eine Chance gegen ihn gehabt. Jetzt versagten ihre Kräfte kläglich. Sie war nicht mehr als ein Kind, das versuchte, sich einem Riesen in den Weg zu stellen.

Trotzdem wurde sie von den ungeheuren Kräften des Alten nicht unterworfen. Gerade als ihr Geist in den blutroten See des Wahnsinns tauchte, spürten ihre Sinne etwas wie ein helles Licht, ganz in der Nähe, das ihre Gedanken wie eine Motte anlockte und ihr die Kraft gab, sich dem geistigen Zugriff des alten Magiers zu widersetzen. Eine Quelle von großer Kraft, noch sehr weit entfernt, aber ungeheuer stark. Ohne daß sie selbst es genau erklären konnte, verband sich etwas von dieser Kraft mit der ihren.

Sie war noch lange nicht stark genug, Corabhainn zu besiegen. Aber sie konnte ihm standhalten, wenigstens für den Augenblick...

Corabhainn wurde unruhig, als er bemerkte, daß sich Nimué ihm immer stärker entzog.

»Was ist das?« fragte er mißtrauisch. »Welches Spiel treibst du mit mir, Nimué? Versuche mich nicht zu täuschen. ›Er‹ kann es nicht sein. Ich habe ihn selbst seiner Strafe zugeführt!«

Corabhainns Stimme zitterte, aber sie spürte, daß es nicht nur Wut und Enttäuschung waren, die sie schwanken ließ, sondern auch die Furcht vor der unbekannten Kraft, die Jeany/Nimué plötzlich gegen ihn unterstützte und deren Existenz er ebenso fühlen mußte wie sie.

Und er schien ebensowenig wie sie zu wissen, woher diese fremde Macht kam.

Jeany/Nimué hätte schreien mögen vor Freude, als sie plötzlich die fremde Kraft erkannte, die Corabhainn so in Panik versetzte.

Fremd und doch seltsam vertraut erfüllte sie diesen Ort der mächtigen Steine mit ihrer Magie und gab ihr die Kraft, Corabhainn den Rücken zuzuwenden und den Weg hinabzulaufen, ohne daß sie von einer zweiten unsichtbaren Wand aufgehalten wurde. Die geistigen Fühler des Alten wurden so mühelos beiseite geschlagen, wie Schilf von der unsichtbaren Faust des Sturmes.

Corabhainn stieß einen lästerlichen Fluch aus und rannte ihr nach. Mit einer wütenden Bewegung riß er seinen Stab hoch und schleuderte ihn wie einen Speer hinter Nimué her.

Das Mädchen warf sich wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt zur Seite. Trotzdem schrammte der Stab hart über ihren Rücken; einer der Schlangenköpfe, die den Griff bildeten, riß eine häßlich blutende Wunde in ihre Schulter. Ein betäubender Schmerz raste durch ihren Nacken. Ein Gefühl wie Eis breitete sich von der Wunde aus, und plötzlich wurden ihre Beine schwer.

Sie begriff, daß sie Corabhainn ein weiteres Mal unterschätzt hatte. Nicht der Stab selbst war die Gefahr, sondern die Magie, mit der er sich vollgesogen hatte wie ein Schwamm; eine entsetzliche, finstere Magie, die zu praktizieren nur der Alte imstande war.

Es war wie der Sog des Steines vorhin, und doch um ein vielfaches stärker. Eine animalische Kraft zerrte an ihr und drohte sie zu verschlingen.

Jeany/Nimué schrie. Sie fühlte sich ausgebrannt, leer wie ein Stück zu Asche zerfallene Kohle. Trotzdem kämpfte sie gegen Corabhainns übermächtigen Willen an, obwohl sie keinen Funken Energie mehr in sich fühlte. Nur der stete Strom frischer magischer Kräfte, der auf sie einströmte, hielt sie noch aufrecht.

Aber wie lange noch?

Sie hörte Corabhainns Stimme wie das grelle Krächzen eines Raben, hörte seinen eindringlichen Ruf, ihren Widerstand aufzugeben, und taumelte trotzdem weiter. Durch die Nebelschwaden erkannte sie einen Mann, der sich langsam und wie in Gedanken versunken dem Heiligtum näherte.

Einen sehr sonderbaren Mann, jung und gleichzeitig alt, weich und gleichzeitig hart wie Stahl, verwundbar und gleichzeitig stark wie ein Gott.

Sie rannte schneller – und spürte, wie Corabhainns Kraft verflog. Der alte Magier gab auf!

Als Jeany/Nimué den Fremden erreichte, gaben ihre Beine unter ihr nach, und sie umklammerte seinen Hals, um nicht zu fallen.

»Danke«, flüsterte sie. »Sie haben mir eben das Leben gerettet!«

* * *

Es war der mit Abstand Seltsamste Schalterbeamte, den ich je gesehen hatte. Vor einem Augenblick hatte ich noch ein hageres, verhärmtes Gesicht vor mir gesehen und den Fahrschein von dem Mann entgegengenommen. Jetzt hielt ich ein etwa 18jähriges Mädchen im Arm, das alles andere als hager und verhärmt aussah. Sie hatte ein hübsches Gesicht, langes, blondes Haar und ein Paar große blaue Augen, die mich voller Dankbarkeit anstrahlten. Ihr Kleid sah zwar etwas mitgenommen aus, brachte aber trotzdem die Vorzüge ihrer Figur vollendet zur Geltung.

Die nächsten zehn Sekunden verbrachte ich damit, allen Ernstes an meinem Verstand zu zweifeln. Das Mädchen sagte etwas, aber ich verstand sie nicht. Ich stand einfach da, starrte sie mit offenem Mund an und wartete darauf, endlich aufzuwachen.

Aber ich erwachte nicht, weil ich wach war.

Dies hier war die Wirklichkeit – was immer dieses Wort auch bedeuten mochte...

Normalerweise hätte ich es genossen, so ein junges Ding an meiner Brust zu spüren. Doch jetzt jagte mir ihr Anblick einen kalten Schauer über den Rücken. Ich brauchte mich nicht extra umzusehen, um zu erkennen, daß ich mich NICHT mehr in der Schalterhalle des Bahnhofes aufhielt, sondern irgendwo in der freien Natur.

Der Nebel war so dicht, daß ich keine drei Schritte weit sehen konnte. Außerdem stank er regelrecht nach Magie; so intensiv, daß mir fast körperlich übel davon wurde. Irgend etwas war in diesem Nebel, etwas Häßliches und Böses und Niederträchtiges...

Das dunkle Gefühl eines drohenden Unheils schlug seine häßlichen Krallen in meinen Nacken wie ein unsichtbarer Raubvogel. Ohne daß es mir richtig bewußt wurde, stieß ich das Mädchen beiseite und löste die Verriegelung meines Stockdegens. Dabei sah ich, daß ich die nun völlig nutzlose Fahrkarte nach London noch in meinen klammen Fingern hielt.

Der Anblick traf mich wie ein Schock, denn mehr als alles andere bewies er, daß ich nicht in irgendeinem Hospital lag und phantasierte.

Ich steckte das Billet mit einer Verwünschung weg und sah mir das Mädchen genauer an. Und jetzt erst spürte ich die seltsame Ausstrahlung, die von ihr ausging und die mich unangenehm berührte. Dann begriff ich.

Die Kleine war derart mit Magie vollgestopft, daß selbst meine besondere Freundin Lyssa eine Anfängerin gegen sie gewesen wäre. Und noch während ich diese Entdeckung machte, wußte ich, daß es diese Kraft gewesen war, die mich aus London hierhergelockt hatte.

Der zweifache Blackout, der mich wie eine ferngelenkte Puppe geleitet hatte, war ihr Werk.

Am meisten erschreckte mich jedoch die Tatsache, daß mir das Mädchen seltsam bekannt vorkam. Nein, nicht ihre Gestalt – da war ich mir sicher, daß ich sie heute zum ersten Mal zu Gesicht bekam – sondern ihre Magie.

Es war etwas sonderbar Vertrautes an ihr, aber es handelte sich weder um die fürchterliche und vernichtende Zauberkraft der GROSSEN ALTEN, noch um die sinnverwirrende Hexenkunst der Magier von Salem oder die fremdartige Magie eines Sitting Bull.

Die Kraft des Mädchens war beinahe ein Spiegelbild meiner eigenen, von Roderick Andara ererbten Magie. Sie hätte eine Schwester von mir sein können…

Natürlich war das Unsinn. Mein Name ist Robert Craven, nicht Luke Skywalker, und dieser Zufall wäre nun doch etwas zu groß gewesen. Und doch – etwas an ihr war mir vertraut, fast verwandt.

Ich wußte nur noch nicht, ob die düstere fast-Erinnerung, die das Gefühl begleitete, nun positiver Natur war… Ganz instinktiv hatte ich beinahe Angst davor, mich näher mit der Verbindung zu beschäftigen, die unzweifelhaft zwischen dem Mädchen und mir bestand. Außerdem spürte ich mit aller Deutlichkeit, daß wir nicht mehr allein waren.

Und diese dritte Person unterbrach unser tête-à-tête mit einem bemerkenswerten Mangel an Taktgefühl.

»Wer du auch immer sein magst, du bist gekommen, um zu sterben!«

Die Stimme hätte einem mißgelaunten alten Raben zur Ehre gereicht. Zumindest wäre mir ein mißgelaunter alter Rabe weitaus lieber gewesen als der komische alte Mann in seiner schäbigen Kutte, dessen wasserhelle Augen mich mit einem Blick musterten, als wäre ich ein ekliges Insekt.

Der Kerl sah entfernt wie ein Bettelmönch aus. Mit dem einen Unterschied, daß wohl noch nie ein Wort wie Mitgefühl und Nächstenliebe über seine Lippen gekommen war und er mit Sicherheit noch kein einziges Gebet an den dreieinigen Gott gerichtet hatte. Dafür weitaus eher an die Dämonen und Geister der Hölle.

Aber damit nicht genug – der Kerl schien außerdem noch zu jenem unangenehmen Menschenschlag zu gehören, der seine Worte sofort in die Tat umzusetzen gedachte.

Ich sah, wie das Mädchen den Mund öffnete, und hechtete beiseite, noch bevor sie einen Laut hervorbrachte.

Der Knotenstock pflügte sirrend durch die Luft und verfehlte meinen Kopf nur um Zollbreite. Noch bevor ich reagieren konnte, sprang der Alte wie ein durchtrainierter Karatekämpfer auf mich zu und rammte mir beide Füße in den Leib. Ich knickte wie ein Taschenmesser zusammen.

Wie durch dichte Watte hindurch hörte ich das Mädchen schreien. Ich sah, daß sie den Alten wie eine Wildkatze ansprang, doch er schwang seinen Stab mit einer fast beiläufigen Bewegung herum und traf sie an der Schläfe. Sie sackte mit einem erstickten Laut zusammen und blieb auf dem Rücken liegen.

Die kleine Pause hatte mir allerdings gereicht, meine Innereien wieder halbwegs zu sortieren, und als sich der Kerl mir erneut zuwandte, befanden sich zwanzig Zoll blanken Stahles zwischen ihm und mir.

Nicht, daß ihn das irgendwie beeindruckte.

Der Kerl betrachtete meinen Stockdegen mit einem geringschätzigen Lächeln. Trotzdem blieb er außerhalb meiner Reichweite stehen und schwang seinen Stab über dem Kopf.

Ich spannte alle meine Muskeln an. Doch als ich seinen Angriff erwartete, trat er lachend einen Schritt zurück und stieß den Stab mit aller Kraft in die Erde.

Der Boden unter mir wölbte sich wie der Rücken eines bockenden Mustangs. Ich schrie auf, ruderte hilflos mit den Armen und flog wie ein Gummiball durch die Luft.

Eine massive Steinsäule bremste mich abrupt ab. Die nächsten Sekunden hatte ich genug damit zu tun, die Sterne zu zählen, die vor meinen Augen tanzten. Danach würgte ich das Blut hervor, das sich in meinem Rachen sammelte.

Mit einer Mischung aus Zorn und stärker werdender Übelkeit stierte ich den Alten an, der wie ein Gigant über mir aufragte. Seine häßliche Fratze strahlte geradezu vor Triumph und Hohn.

»Ich hätte dich beinahe gefürchtet. Für einen Augenblick wenigstens. Doch du bist kein Gegner für mich. Nimué hätte sich einen stärkeren Verbündeten suchen sollen«, sagte er. Seine Stimme war beinahe freundlich.

Das, was er danach tat, nicht mehr.

Grinsend berührte er mit dem Schlangengriff seines Stabes meine Stirn; es war ein Gefühl, als würde ein Kübel eisigen Wassers über meinem Kopf ausgeschüttet.

Meine Gedanken froren förmlich ein. Ich sank in einem Abgrund absoluter Dunkelheit, versuchte mich verzweifelt zu wehren, aber der Sog war viel zu stark.

Das ist also der Tod, dachte ich voller Schrecken.

Aber ich starb nicht. Ich verlor nicht einmal das Bewußtsein, sondern glitt nur für Bruchteile von Sekunden in einen schweren, tranceähnlichen Zustand, in dem ich zwar völlig hilflos war, doch alles, was um mich herum vorging, weiter wahrnahm. Ich hörte das Lachen des Alten, die Stimme des Mädchens, spürte ihre Hand, die mich an der Schulter packte und rüttelte, ihre drängenden Worte: »Wach auf! Du darfst nicht liegenbleiben! Es wäre dein Tod!«

Aufstehen!

Das war leichter gesagt als getan, denn mein Geist wurde wie von unsichtbaren Klauen im Nichts festgehalten. Ich hatte einfach nicht

die Kraft, gegen die Dunkelheit anzukämpfen, die mich verschlingen wollte.

Das Mädchen schien es zu spüren, denn sie packte mich abermals bei den Schultern und schüttelte mich, und viel heftiger diesmal.

Aber es half nichts. Ich wußte zwar genau, was sie mit mir anstellte, ohne jedoch darauf reagieren zu können. Ich driftete im Gegenteil immer weiter in die absolute Nacht hinein, tiefer hinab in einen Abgrund, auf dessen Grund etwas auf mich wartete, etwas Gigantisches, Schwarzes, Lauerndes...

Plötzlich glomm ein Licht vor mir auf. Es war klein und flackerte wie eine Kerze im Wind, doch es bekämpfte die Kälte der Finsternis, die mit ihren Krallenfingern bereits mein Herz umklammert hielt, und verhinderte, daß ich mich ganz im Nichts verlor.

Für Äonen schwebte ich in diesem Zwitterzustand zwischen Licht und Schatten, zwischen Leben und Tod, ohne daß sich die Waagschale nach einer der beiden Seiten neigte. Ganz, ganz langsam begann das Licht zu wachsen, schwoll an, legte sich wie eine wärmende Hand auf meine Haut und vertrieb die tödliche Kälte aus meinen Gedanken. Aber die Lähmung blieb.

Dann berührte mich das Mädchen mit beiden Händen. Ihre Finger glühten. Der Schmerz ließ mich in Gedanken aufschreien. Eine Woge von Kraft durchflutete meinen Körper.

»Es tut mir leid, doch anders kann ich Corabhainns Bann nicht brechen«, flüsterte das Mädchen leise. Ihre Stimme klang anders als vorher, reifer und erfahrener und...

Anders eben. Eine Kraft schwang in ihren Worten mit, die mich bis ins Mark erschütterte. Jetzt sah ich auch, wie sie sich über mich beugte. Und das, obwohl meine Augen geschlossen waren. Es war wirklich ein sehr verrückter Traum...

Sie wirkte jetzt weitaus älter, ohne jedoch direkt alt zu sein. Außerdem war sie jetzt höchstens noch einen Meter vierzig groß und so schlank, daß sie beinahe hager erschien.

Am stärksten hatte sich jedoch ihr Gesicht verändert, das jetzt wie ein dunkles Dreieck zwischen einer hüftlangen Feuerwoge hervorlugte, die wohl ihr Haar darstellte. Ihre Augen waren groß und honigfarben. Kleine goldene Sterne funkelten darin. Und ein magisches Feuer, das mich erschauern ließ.

* * *

Corabhainn verfluchte sich selbst und seinen Leichtsinn, durch den er seinen so sicher geglaubten Sieg im letzten Moment verschenkt hatte. Der Zorn darüber schmerzte ihn beinahe noch mehr als die Wunde an seiner Seite, die Nimué ihm beigebracht hatte. Dabei war die Verletzung unangenehm genug, denn in ihr brannte ein magisches Feuer, das Corabhainn kaum mehr ertragen konnte. Er verfluchte Nimué und den Kerl, der ihr die verhexte Waffe gebracht hatte, und wünschte sie in die tiefsten Schlünde der Geisterwelt.

Aber Corabhainn war ein Mann, der Rückschläge nicht hinnehmen konnte, ohne entsprechend darauf zu reagieren. Er war geschlagen, aber nicht besiegt. Er brauchte nur ein wenig Zeit, seine Kräfte zu regenerieren, und dann...

Schweiß trat Corabhainn aus allen Poren. Farbige Lichter des Schmerzes tanzten vor seinen Augen. Er war froh, als die durch magische Zeichen geschützte Holztüre seines Hauses vor ihm auftauchte. So schwach, daß er die Tür beinahe nicht mehr aufbrachte, lehnte er sich einen Moment lang schwer atmend dagegen, sammelte noch einmal Kraft für die letzten Schritte und stolperte mehr tot als lebendig ins Haus. Mit knapper Not erreichte er seine Kammer und warf sich auf sein Bett.

Die Ausstrahlung der ihm vertrauten Magie linderte nur den Schmerz ein wenig, ohne ihn jedoch völlig beseitigen zu können. Nach einer kurzen Weile fühlte sich Corabhainn wieder kräftig genug, um sich an seine Feinde zu erinnern und aus der Rubrik Wunschdenken, unter der er seine Rachegelüste vorerst abgelegt hatte, ernsthafte Vorhaben zu machen.

Er stand ächzend auf und preßte ein sauberes Tuch auf die blutende Wunde. Mit zitternden Händen griff er nach einem Krug und trank ihn in einem Zug leer. Das Wasser schmeckte so schal und abgestanden, wie zweihundert Jahre altes Wasser nun einmal schmeckt, doch es weckte seine Lebensgeister und gab ihm die Kraft, an die Wand zu treten und eine versteckte hölzerne Lade darin zu öffnen.

Ein grün leuchtender Stein kam zum Vorschein. Corabhainn nahm ihn hervor, umschloß ihn mit der Rechten und hob ihn vor die Augen. »Gib mir die Kraft, o Stein, meine Schmerzen zu ertragen und meine Feinde zu vernichten«, flüsterte er. »Gib mir die Kraft, deinen Herrn herbeizurufen und wiederzuerwecken, was längst verschwunden ist

von dieser Welt. Gib mir die Macht, die sechs zu rufen, die gleich mir zu Wächtern bestimmt waren!«

Etwas geschah. Die schäbigen Wände seiner Wohnung schienen sich unter der Macht seiner Worte zu ducken wie verängstigte Tiere. Die Wirklichkeit verzerrte sich. Er spürte das verhaltene Beben, das den Boden durchlief.

Corabhainn wußte, daß er eine Macht beschwor, die niemals hätte erwachen dürfen.

Er wußte auch, daß er die Kraft, die er rief, niemals beherrschen und kontrollieren konnte.

Und er kannte die Folgen, die sein Handeln für die Welt haben würde.

Doch der Haß auf Nimué und ihren Helfer machten ihn blind. Was kümmerte ihn die Welt? Er wollte Rache, mehr nicht. Mit leuchtenden Augen sah er zu, wie der Stein immer heller und heller wurde, bis seine grün strahlende Glut bis in den letzten Winkel des Raumes drang.

Die Zeit gefror zu einer Ewigkeit, während die magische Kraft des Steines ins Unermeßliche wuchs – und sich in einer riesigen, krakenhaften Gestalt manifestierte.

Selbst Corabhainn erschauerte, als er das Ungeheuer sah.

Es war ein Gigant, grün und schwarz und pulsierend wie ein zu ekelhaftem Leben erwachter Schleimklumpen. Die Gestalt ragte bis an die Decke der Kammer; ihre zahllosen Tentakel stießen gegen die Seitenwände. Der hölzerne Boden zerbarst, wo er das Gewicht des Ungeheuers nicht mehr tragen konnte.

Corabhainn wich bis zur Tür zurück, um dem erwachten Dämon Platz zu machen, und legte den Kopf in den Nacken, um in drei gelb leuchtende Augen zu sehen. Ein bitterer Geschmack breitete sich in seinem Mund aus. Er hatte Angst.

Er konnte nicht viel erkennen, von einem irisierenden Licht abgesehen, welches das zerfaserte Oval eines Gesichtes formte. Nur die Augen des Dämons standen wie dunkle Sterne aus Eis in diesem Oval.

Die Temperaturen im Zimmer sanken rapide. Eine dünne, glitzernde Eisschicht begann die Wände zu überziehen. Corabhainns Atem gefror

zu einer Folge kleiner grauer Dampfwölkchen.

Plötzlich erschien eine schwarze Öffnung im unteren Teil des grünen Ovals. Ein neuerlicher Eishauch durchzog den Raum und ließ Corabhainn unwillkürlich frösteln.

»Was willst du von mir?« dröhnte die Stimme des Kraken. Unter der Gewalt seiner Worte klirrten die Scheiben.

Corabhainn krümmte sich wie unter einem Schlag.

Er nahm die Hand von seiner Wunde und streckte dem Dämon seine blutbefleckten Finger entgegen. »Vernichte das Hexenfeuer, das in meiner Seite brennt«, verlangte er, »und heile mich. Gib mir die Kraft, mich an meinen Feinden zu rächen.«

Der Dämon neigte sich vor und betrachtete Corabhainns Verletzung mit einem dunkel klingenden Laut. »Der Zauber in deiner Wunde ist zu mächtig. Ich kann das Feuer nicht löschen!«

»Was kannst du dann überhaupt?« schnappte Corabhainn, gleichermaßen wütend vor Schmerz und Enttäuschung.

»Dich zertreten wie einen Wurm«, kam es kalt zurück. Mit diesen Worten hob der Dämon drei seiner Tentakel und schlug zu. Corabhainn tauchte unter den Fangarmen hindurch und kroch unter sein Bett.

»Warte! Verzeih! Verzeihe mir, Ronyl'ohm, du Gewaltiger. Ich wollte dich nicht kränken«, schrie er mit sich überschlagender Stimme. Der Dämon verharrte in seiner Bewegung, starrte aus seinen schrecklichen Augen auf ihn herab – und lachte plötzlich. Es war ein Laut, der etwas in Corabhainn zum Erstarren brachte.

»Rede! Was willst du von mir?«

»Hilfe gegen meine Feinde«, flüsterte Corabhainn. Der Dämon beugte sich lachend über ihn, fegte das Bett mit einer einzigen Bewegung beiseite und riß den Magier mit zwei Tentakeln in die Höhe. Sein eisiger Blick fing den Corabhainns und bohrte sich tief in seinen Schädel.

Corabhainn wand sich wie ein Wurm in den Fangarmen Ronyl'ohms, während dieser mit unwiderstehlicher Gewalt nach seinen Gedanken griff und alles Wissen aus ihm herauspreßte wie Wasser aus einem Schwamm.

* * *

Ich wälzte mich auf den Rücken und rang keuchend nach Atem. Einige Sekunden lang fühlte ich mich so schwach, daß ich mich fast nach der Dunkelheit und Wärme der Bewußtlosigkeit sehnte. Gleichzeitig spürte ich, daß ich vielleicht nie wieder erwachen würde, wenn ich jetzt aufgab.

Und allmählich regten sich meine Lebensgeister wieder. Mühsam setzte ich mich auf, fuhr mir mit der Hand über die Augen und sah die Frau verwirrt an. Sie hatte sich abermals verändert und sah jetzt wieder wie ein 18jähriges Mädchen aus. Nur zwei Strähnen feuerroten Haares schlängelten sich vorwitzig an ihren Schläfen herab. Außerdem hatte sie eines ihrer honigfarbigen Augen behalten, so daß sie aus einem blauen und einem goldgesprenkelten Auge auf mich herabsah; ein äußerst verwirrender Anblick...

»Willkommen im Leben«, begrüßte sie mich. Sie lachte, aber ihre sonderbaren zweifarbigen Augen blieben ernst, während sie mir den Schweiß von der Stirn wischte.

»Was war das?« fragte ich matt. Allein die Erinnerung an die entsetzliche Szene bereitete mir Übelkeit.

»Ein Hexenzauber aus Avalon, mit dem Corabhainn uns hereinlegen wollte«, sagte sie wie beiläufig. »Was ihm auch beinahe gelungen wäre.«

»Corabhainn?« echote ich verwirrt.

Sie nickte. »Er ist gefährlich, aber seine eigene Überheblichkeit bringt ihn immer wieder in Schwierigkeiten«, erklärte sie in einem Ton, als plaudere sie über ein Kochrezept. Gegrillten Hexer, zum Beispiel. »Der gute Corabhainn war wieder einmal zu überheblich. Er hätte wissen müssen, daß mir ein Schlag mit seinem Stab nicht allzuviel ausmacht. Ich war zwar kurz bewußtlos, bin aber ziemlich schnell wieder auf die Beine gekommen. Ich hoffe, du hast nichts dagegen, daß ich mir kurz deinen Stockdegen ausgeliehen habe.«

»Nein, natürlich nicht«, stammelte ich verwirrt. »Wo... wo ist er jetzt eigentlich?«

»Dein Stock oder Corabhainn?« Ihre zweifarbigen Augen blitzten vor Spott. Es fiel mir immer schwerer, ihrem Blick standzuhalten.

Sie seufzte. »Ich habe ihn leider nicht ganz so gut getroffen, wie ich es wollte«, erklärte sie. »Er hat allerdings bei meinem Angriff seinen Stab verloren. Da er sah, daß alle Trümpfe in meiner Hand lagen, zog er es vor, das Weite zu suchen. Ich konnte ihn nicht verfolgen, da ich mich erst einmal um dich kümmern mußte.«

Ich hätte schwören können, daß die letzten Worte vorwurfsvoll klangen.

»Danke dafür«, sagte ich lächelnd. »Es war wirklich Rettung in letzter Not.«

»Schon gut«, meinte sie, während sie sich forschend umblickte. »Es ist besser, wenn wir diesen Ort jetzt verlassen. Ich konnte Corabhainn zwar vertreiben, doch ich spüre, daß sein Zauber noch immer existent ist. Mit dem Verlust seines Schlangenstabes ist ihm wenigstens sein schärfster Zahn gezogen. Aber wir sollten nicht den Fehler machen, ihn jetzt zu unterschätzen.«

Ich nickte und versuchte aufzustehen, doch meine Muskeln schienen aus Pudding zu bestehen. Ich fiel auf die Knie herab und wäre ganz auf mein Gesicht gestürzt, hätte mich Madame Zweiauge nicht gedankenschnell aufgefangen.

»Komm, ich helfe dir«, sagte sie und reichte mir die Hände. Mit ihrer Unterstützung kam ich zwar auf die Beine, fühlte mich aber weiter so schwach, daß sie mich stützen mußte.

»Ich bin etwas... derangiert«, erklärte ich verlegen. »Normalerweise ziehe ich es vor, jungen Damen zu helfen, statt umgekehrt...«

Die Kleine nickte wissend, führte mich zu einer der Steinsäulen, die den eigentlichen Kreis der mächtigen Steine umgaben, und lehnte mich dagegen.

»Ich werde mich jetzt um Corabhainns Schlangenstab kümmern, um zu verhindern, daß seine Kräfte noch einmal gegen uns eingesetzt werden können«, sagte sie mit gepreßter Stimme. »Bleib hier.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sie sich um und ging auf den Stab zu. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich in diesem denkbar ungeeignetsten Moment meine Manieren beweisen wollte.

»Ich glaube, ich habe mich noch nicht vorgestellt«, sagte ich. »Mein Name ist Robert Craven. Ich wohne in London, Ashton Place 9.«

Sie stockte mitten im Schritt, streckte eine Hand nach dem Stab aus und drehte sich dann doch zu mir um.

»Ich heiße Jeany Oldskirk. Aber du kannst Nimué zu mir sagen.« Irgend etwas an der Art, wie sie plötzlich sprach – und besonders, wie sie mich ansah – gefiel mir nicht.

»Nimué! Dann warst du es, die mich hierhergerufen hat?«

»Nein, ich habe niemanden gerufen. Zumindest nicht bewußt. Ich habe nur gespürt, daß es irgend jemand geben mußte, der mir helfen konnte«, antwortete sie und bückte sich, um den Stab aufzuheben.

Ihre Bewegung kam genau einen Lidschlag zu spät.

Ich spürte es, den millionsten Teil einer Sekunde, bevor es geschah: irgend etwas Düsteres, Unsichtbares ballte sich über uns zusammen, eine unsichtbare Kralle aus Magie, die aus den Dimensionen des Wahnsinns herausgriff.

Der Stab flammte für einen Moment grün auf – und war von einem Augenblick zum anderen verschwunden. Das Ganze ging so schnell, daß Nimué ihre Bewegung nicht mehr stoppen konnte und in die leere Luft griff.

»Scheiße!« fluchte sie wenig damenhaft, aber sehr zutreffend, fuhr herum und sah mich mit einem Blick an, der mich in Gedanken das nächste Mauseloch suchen ließ. »Trottel« war noch die harmloseste Bezeichnung, die ich in ihren zweifarbenen Augen las – neben der puren Mordlust, die für einen Moment darin aufflammte.

Und das Unangenehme für mich war, daß all diese »Titel« noch viel zu harmlos für mich waren. Warum mußte ich Blödmann auch in dieser Situation den Gentleman herauskehren? Etwas weniger Höflichkeit, und der Stab wäre unser gewesen.

Aber es war noch nicht vorbei. Im Gegenteil, es begann erst!

Der Nebel, der sich während der letzten Minuten etwas gelichtet hatte, wurde mit einem Male wieder dichter. Unheimliche, kratzende Geräusche drangen aus dem grauen Dunst, und eine Sekunde später hallte ein Schrei durch die Nacht, der mir schier das Blut in den Adern gefrieren, ließ.

Wenigstens so lange, bis ich sah, was da geschrien hatte.

* * *

Als Corabhainn erwachte, war der Dämon verschwunden. Ein scharfer, an verbranntes faulendes Fleisch erinnernder Geruch lag in der Luft, und dort, wo der Koloß gestanden hatte, waren die Bodendielen zerborsten. Etwas Schwarzes, Schleimiges glitzerte darunter.

Corabhainn sah rasch weg. Der Unheimliche war fort, aber der grüne Stein lag in der Mitte des Raumes... auf einem runden, steinernen Tisch, den Corabhainn in seinem Haus noch nie gesehen hatte. Ebensowenig wie die neun Stühle aus Stein, von denen jeder ein Zeichen auf seiner Rückenlehne trug.

Verwirrt näherte sich Corabhainn dem Tisch und musterte ihn eingehend, wagte es aber noch nicht, ihn zu berühren.

Sein Unbehagen stieg noch, als er das Zeichen auf dem größten der neun steinernen Stühle erkannte: den Schlangenstab – sein eigenes Symbol.

Dann geschah etwas Sonderbares. Es hätte Corabhainn nicht erschrecken dürfen, denn er war selbst Magier, und nichts Magisches war ihm fremd – aber was er jetzt spürte, war eine so andere, finstere Art der Magie, daß sich etwas in ihm zusammenzog wie ein getretener Wurm.

Noch während er den Stuhl anstarrte, flammte das Schlangensymbol kurz und giftiggrün auf, zuckte wie eine zweite, lebende Schlange – und sein Stab fiel ihm förmlich entgegen.

Corabhainn fing ihn mit einer fast gierigen Bewegung auf und drückte ihn erleichtert an sich. Auch wenn Nimué ihn beim ersten Zusammentreffen zurückgetrieben hatte, war wenigstens diese gewaltige Waffe nicht in ihre Hand gefallen.

Jetzt fand Corabhainn auch die Ruhe, die übrigen Symbole auf den Stühlen zu betrachten.

Mit leiser Stimme betete er die Namen herab, die zu sechs der Symbole gehörten: »Ythpadann, Kilwidh der Flinke, Khyldyrr der Starke, Ffiathann der Zornige, Morgaine die Fee und Morgause die Schwarze...«

Corabhainns Stimme versagte, als er die beiden letzten Zeichen erkannte. Für einen Moment wurde ihm schwarz vor Augen. Sein

Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse.

»Die Verdammten von Avalon!«

Es klang wie ein Fluch, und es war auch kaum weniger als das; ein Fluch, in dem sich Angst und Haß die Waage hielten.

Corabhainn stieß mit seinem Stab auf den Boden, daß die Funken sprühten, und ließ sich schwer auf den ihm zugedachten Stuhl fallen.

Die Verdammten von Avalon! Warum sie? Warum ausgerechnet sie?!

Einige Minuten lang stierte er den grünen Stein an, der in der Mitte des Tisches leuchtete. Seine Hand berührte dabei unbewußt die Stelle an seiner Seite, an der Nimué ihn verletzt hatte. Die Wunde war verschwunden, ohne auch nur eine Narbe zu hinterlassen – zumindest nicht auf seinem Körper. Doch tief in seinem Innern spürte Corabhainn noch einen Rest des Hexenfeuers, mit dem der Stockdegen, ihn gezeichnet hatte. Er spürte einen dumpfen, nagenden Schmerz und wußte, daß er nie mehr vergehen würde, denn es war der Schmerz der Niederlage, den er spürte.

»Dafür wirst du mir bezahlen, Nimué, das schwöre ich dir!« flüsterte er grimmig.

Aber er wußte auch im gleichen Augenblick, daß er selbst seine eigene Schuld begleichen mußte. Das Drängen des Dämons wurde stärker. Noch konnte er es unterdrücken, aber anders als er gewann der Dämon mit jedem Moment an Kraft, während die seine mehr und mehr nachließ.

Für einen Moment geriet Corabhainn in Panik. Er wollte aufspringen und den grünen Stein vom Tisch fegen. Aber er konnte es nicht.

Voller Angst – aber auch Wut – bäumte sich Corabhainn auf und versuchte, mit dem Schlangenstab nach dem Stein zu schlagen.

Der Stab entglitt seinen Händen, machte sich selbständig und traf Corabhainn ins Gesicht. Er schrie auf, taumelte und fiel mit einem ächzenden Laut in den Stuhl zurück. Sekundenlang blieb er benommen liegen, dann leckte er sich das Blut von den aufgeplatzten Lippen und starrte angsterfüllt auf den Stein. Etwas geschah damit! Der Stab war wieder zur Ruhe gekommen, aber der Stein begann zu wachsen, erreichte die Größe eines Balles, dann eines Männerkopfes, schließlich die eines Kürbis’ und begann in langsamem Takt zu pulsieren.

Etwas wie eine düstere Drohung lag plötzlich fast greifbar in der Luft. Corabhainn fühlte, daß er sich beeilen mußte, wenn er der Strafe Ronyl'ohms entgehen wollte. Der Dämon las seine Gedanken – auch die, die ihm selbst verborgen blieben.

Er legte seinen Stab quer vor sich auf den Tisch und versuchte sich zu konzentrieren.

Nur mit Mühe gelang es ihm, die alten, überlieferten Zauberformeln zu rezitieren. Zuerst verebbten seine Worte im Nichts, doch allmählich erwachte die Macht in Corabhainns Stimme, und er spürte dankbar, wie sie stetig stieg. Der Sog des Dämons ließ nach. Ganz im Gegenteil schien er ihm plötzlich Kraft zu spenden. Aber Corabhainn wußte, daß dieses Geschenk kein Geschenk war. Er würde dafür bezahlen müssen.

Später, dachte er. Wenn die Hexe vernichtet war.

Der Stein loderte grell auf, ohne daß jedoch der Dämon noch einmal erschien. Das Feuer erfaßte explosionsartig den ganzen Tisch und griff knisternd auf die Stühle über. Corabhainn hustete, schloß die Augen und kämpfte mit aller Macht gegen den Impuls an davonzulaufen, vor dem Feuer zu fliehen, das kein Feuer war, sondern nur ein letzter Schutz des Steines, all die abzuschrecken, die ihre Versuche damit machen wollten, ohne die wahre Macht zu besitzen.

Aber dieses Wissen nutzte wenig. Corabhainn spürte das Feuer, er fühlte die Hitze, und es tat weh, egal, ob es nun ein eingebildeter Schmerz war oder nicht.

Aber wenn er ihn nicht ertrug, würde er sterben.

Stöhnend vor Qual konzentrierte sich Corabhainn weiter. Jeder einzelne Nerv in seinem Körper war zum Zerreißen angespannt.

Mit einem Male erfüllte ein sonderbares, fast unheimliches Ächzen und Stöhnen den Raum. Einen Augenblick später begann jemand gellend zu schreien. Corabhainn starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den Stuhl neben sich. Eine Lichtwolke erschien aus dem Nichts und drehte sich wirbelnd um die eigene Achse. Tentakelhafte Arme und Beine wuchsen aus der Erscheinung – und plötzlich blickte Corabhainn in ein schemenhaftes Gesicht, das alle Qualen der Welt ausdrückte.

»Warum erweckst du mich aus meinem Schlaf? Es ist noch lange nicht Zeit zur Wiederkehr«, rief die Gestalt. Glühende Arme reckten sich Corabhainn anklagend entgegen.

Bevor er etwas antworten konnte, mischte sich eine andere Stimme ein, die von einem anderen Lichtschemen stammte, der sich auf dem nächsten Stuhl manifestierte.

»Sei ruhig, Ffiathann, du alter Jammerlappen. Ich bin froh, wieder meine Glieder recken zu können, und hoffe, nicht gleich wieder ins Nichts zurückkehren zu müssen. Was ist geschehen, Corabhainn? Ich spüre, daß die Verdammten von Avalon noch existieren. Du konntest deinen Auftrag nicht erfüllen. Rufst du uns um Hilfe?« In den letzten Worten lag eine eindeutige Drohung.

Corabhainns Gesicht verzerrte sich bei Kilwidhs spöttischer Bemerkung. »Willst du mich erzürnen, du Zwerg?« fauchte er und packte wütend seinen Stab.

Die Geisterstimme lachte leise. »Du bist immer noch der alte, Corabhainn. Du konntest noch nie zugeben, wann du mit deiner Weisheit am Ende warst. Sei doch ehrlich, du hast uns nur deshalb gerufen, weil du mit deiner Aufgabe allein nicht mehr fertig wirst.«

Diesmal traf der Spott noch besser ins Ziel. Corabhainns Gesicht verfärbte sich dunkel; der Stab in seiner Hand zuckte wie ein lebendiges Wesen. Trotzdem hielt er es für angeraten, den Mund zu halten. Der Mensch, den Morgause als gleichwertig in der Rede anerkennen konnte, mußte erst geboren werden. Und sie war ein verdammt rachsüchtiges altes Weib.

Zum Glück verfestigten sich nun auch die übrigen Mitglieder des Kreises. Sieben Augenpaare wandten sich mit bangem Blick den letzten beiden Stühlen zu. In manchen stand Angst geschrieben – und die Frage, was sie tun sollten, wenn die Verdammten von Avalon in ihrer Mitte erscheinen würden.

Doch die beiden Stühle blieben leer. Corabhainns erleichterter Seufzer war so deutlich zu hören, daß Morgauses Schwester Morgaine zu lachen begann.

»Schade. Es hätte mich wirklich Interessiert, wie du unsere Freunde begrüßt hättest«, meinte sie halb bedauernd, halb im Spott.

›Das hätte dir so passen können‹, dachte Corabhainn wütend. Er bedachte die Schwestern mit einem ärgerlichen Blick. Er hätte sie gerne zurechtgewiesen und ihnen gezeigt, wer hier der Herr war, doch er brauchte sie dringend. Er spürte, daß die befürchtete Konfrontation mit Ffiathann nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Da erhob sich Ffiathann auch schon von seinem Stuhl und klopfte mit seinem zwar noch immer leuchtenden, aber weitaus stofflicher gewordenen rechten Zeigefinger auf den Tisch. Seine Augen flackerten dabei im Licht des grünen Steines wie kleine leuchtende Käfer.

»Freunde, ich klage Corabhainn an! Er hat unser heiligstes Gebot gebrochen und den Dämon erweckt. Ihr alle wißt, was das bedeutet!«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Nur das Leuchten des Steines verstärkte sich, wie zur Antwort auf die anklagenden Worte. Die Druiden zogen unwillkürlich die Köpfe ein und starrten mit einem Ausdruck faszinierten Entsetzens auf den Stein.

Corabhainn hielt vor Entsetzen den Atem an. Es hätte Ffiathann nur eine Silbe gekostet, das Pendel ganz zu seinen Gunsten herumzuschwingen. Statt dessen schaute er hilflos zu Ythpadann und Khyldyrr. Doch diese wichen seinem Blick beharrlich aus.

Corabhainn verfolgte die Entwicklung mit einer gewissen Erleichterung und stand dann seinerseits auf, ohne es dabei zu versäumen, den Schlangenstab besonders auffällig in die Hände zu nehmen.

»Ich habe den Dämon erweckt, ja. Und…?«

»Du weißt, daß er gefährlich und bösartig ist«, unterbrach ihn Ffiathann empört. »Er wird die ganze Welt ins Unglück stürzen! Und warum? Weil du zu schwach oder zu feige warst, deinen Auftrag allein –«

»Du plapperst alte Märchen nach, über die zu meiner Zeit schon die Kinder lachten«, unterbrach ihn Corabhainn. Ihm war dabei nicht gerade wohl zumute, denn er hatte ja den Dämon am eigenen Leib erlebt. Doch er ließ sich nichts anmerken. Jedes Zeichen von Schwäche wäre Wasser auf Ffiathanns Mühlen gewesen.

»Der Dämon wird uns helfen, die Verdammten von Avalon zu vernichten, so daß der Kreis der Neun neu errichtet werden kann«, sagte er ruhig. »Ihr wißt, was das für uns alle bedeutet: Wir sind dann keine Schatten mehr, sondern werden wieder zu dem, was wir einst waren: die wahren Herrscher Britanniens! Für dieses Ziel scheue ich mich nicht, den zu meinem Gott zu machen, der mir die Kraft dazu gibt. Wenn es nicht Lugh oder Thraydiu sind, dann eben Ronyl’ohm. Oder was sagt ihr?«

»Zu unseren Füßen Britannien, und Ronyl’ohm sei unser Gott!«, rief

Kilwidh, der damit seinem Zunamen »der Schnelle« alle Ehre machte. Dummerweise, dachte Corabhainn, hatte ihn niemals jemand »den Denker« genannt. Aber das behielt er wohlweislich für sich.

Ffiathann sah mit ausdruckslosem Blick auf die Tischplatte. »Ich werde diesem wahnwitzigen Vorhaben niemals zustimmen«, murmelte er und ballte hilflos die Fäuste.

Ythpadann und Khyldyrr schwiegen wie immer, während die Augen der beiden Schwestern Corabhainn weniger ehrfürchtig als wohl eher fordernd musterten. Als Morgause zu sprechen begann, lehnte sie sich betont an die Lehne eines der beiden leeren Stühle.

»Morgaine und ich sind bereit, Ronyl'ohm zu dienen. Doch wir stellen eine Bedingung.«

»Welche?« fragte Corabhainn.

»Die beiden leeren Stühle für unsere Söhne. Sie sind wie wir Erben des alten Volkes. Es gibt daher niemand, der berufener wäre, die Stelle der Verdammten einzunehmen.«

»Um damit euren Einfluß auf den Druidenkreis von Avalon derart auszubauen, daß ihr die wahren Herrscher im Ring der hängenden Steine seid!« Es war Ffiathann, der den Befürchtungen der anderen Druiden Ausdruck verlieh. Und wohl zum ersten Mal erwarteten alle, daß Corabhainn mit seinem Intimfeind einer Meinung wäre. Keiner, die Schwestern vielleicht ausgenommen, wußte jedoch, daß Corabhainn angesichts des böse flackernden Steines keine andere Wahl mehr besaß. Er war es längst nicht mehr, der entschied. Er war nur noch ein Werkzeug. Aber wenn es ein Werkzeug seiner Rache war, so war es ihm gleich.

»Ich bin einverstanden. Fangen wir an.«

* * *

Der Hund wirkte nicht ganz so wild und sehnig wie ein Wolf, war dafür aber gut doppelt so groß. Sein Fell hatte die Farbe frisch polierten schwarzen Stahles, und jeder einzelne seiner Reißzähne, von denen eine erstaunliche Anzahl in seinem weit aufgerissenen Maul prangten, reichte aus, mir mehr als Respekt einzuflößen. Trotz seiner fast absurden Größe bewegte er sich lautlos und elegant wie eine Katze.

Übrigens auch ebenso schnell.

Ein tiefes, drohendes Knurren drang aus seiner Kehle, als er näher kam. Seine Augen leuchteten wie kleine glühende Kohlen durch den Nebel.

»Großer Gott!« flüsterte Jeany neben mir. »Die Geisterwölfe!«

Halb wahnsinnig vor Angst drängte sie sich an mich. Von ihrer bisherigen Selbstsicherheit war nichts mehr geblieben. Der Anblick des schwarzen Ungeheuers allein hatte ausgereicht, sie in ein zitterndes Bündel Mensch zu verwandeln, von dem ich keine Hilfe mehr zu erwarten hatte, sondern im Gegenteil behinderte, als ich meinen Stockdegen aus der Scheide zu ziehen versuchte.

»Sinnlos!« hauchte sie. »Es gibt keine Waffe, die gegen die Geisterwölfe von Avalon wirkt.« Ihre Stimme zitterte.

Ich schob sie mit sanfter Gewalt beiseite, zog den Degen vollends blank und spreizte die Beine, um beim Angriff des Riesenhundes einen sicheren Stand zu haben.

»Das werden wir schon sehen«, erklärte ich betont forsch. Nimué sah zum Glück nicht, wie ich meine schweißnassen Hände an den Hosenbeinen abwischte. Ich habe Hunde nie besonders gemocht, und das Fiasko in der Mojave-Wüste, als ich mit Buffalo Bill und Sitting Bull einer ganzen Meute hilflos gegenüberstand, verfolgte mich in meinen Alpträumen noch heute.

Als der Hund näher kam, sah ich, daß seine Zähne wie grünes Glas leuchteten. Ebenso seine Augen, die uns gierig musterten. Von dem roten Feuer, das ich darin zu sehen geglaubt hatte, war nichts mehr geblieben.

Ich sah, wie das Tier seine Muskeln zum Sprung spannte, und stieß die Degenklinge im selben Augenblick nach vorne.

Der entsetzliche Anprall, auf den ich wartete, kam nicht. Es war eine getreuliche Wiederholung der schrecklichen Szene in der Wüste: Der kalte Stahl schnitt durch den Hund wie durch weiche Butter. Allerdings mit weitaus weniger Erfolg. Ein Stück Butter hätte der Degen auf alle Fälle in zwei Teile gespalten.

Den Hund jedoch nicht.

Er schnellte völlig unverletzt auf mich zu und schnappte nach meiner

Kehle.

Und er hätte sie erwischt, hätte mir Nimué nicht in diesem Moment einen Tritt in die Kniekehlen verpaßt. Ich klappte nach hinten und sah den Hund als haariges, beißendes Etwas über mich hinwegfliegen.

Als ich wieder auf die Beine kam, stand das Tier mit zitternden Flanken vor Nimué.

Die Gier, sie anzugreifen und zu töten, war ihm deutlich anzusehen.

Und gleichzeitig die Angst vor den unheimlichen Kräften, die in dieser Frau schlummerten und nur darauf warteten, endlich zu erwachen.

Eine Sekunde später siegte seine Gier.

Wie ein dunkler Schatten flog er auf Nimué zu, das Maul weit aufgerissen, als wolle er sie zur Gänze herunterschlingen.

Nimué blieb einfach stehen und erwartete den Hund. Sie machte nicht einmal Anstalten, sich zu wehren.

Aber sie tat etwas anderes: Sie preßte beide Hände gegen die Schläfen, atmete tief ein und murmelte ein einzelnes, sonderbar klingendes Wort.

Der Hund winselte im Sprung wie ein erschreckter Welpe. Dann war er verschwunden. Nur eine kleine, grünliche Wolke verwehte im Wind. Alles ging so schnell und sonderbar undramatisch, daß ich im ersten Moment nicht einmal richtig begriff, was überhaupt geschah.

Dann sah ich, wie meine Lebensretterin unter der Anstrengung des Zaubers taumelte, und erwachte endlich aus meiner Erstarrung.

Ich fing Nimué auf, bevor sie vor Schwäche zu Boden fiel. Ihr Gesicht sah mit einem Male furchtbar alt und müde aus. Der Glanz ihrer Augen war erloschen.

»Was ist los mit dir?« fragte ich besorgt. »Bist du verletzt?«

Nimué schüttelte mühsam den Kopf und verzog die Lippen zu einem qualvollen Lächeln.

»Beinahe hätte ich geglaubt, daß alle meine Zauberkräfte erloschen sind«, flüsterte sie. »Aber ich kann es noch. Ich kann Corabhainns Höllenhunde vernichten.«

»Soll das heißen, daß noch mehr von diesen Bestien existieren?« fragte ich halblaut. Ich ahnte die Antwort, aber ich war nicht sicher, ob ich sie wirklich hören wollte. Und es war auch gar nicht nötig, denn in diesem Augenblick traf etwas mit der Wucht eines Hammers meinen Unterschenkel.

Ich schrie auf und landete neben Nimué auf dem steinigen Boden. Einen Augenblick später kam der Schmerz.

Zusammen mit der riesigen Hundeschnauze, die plötzlich vor meinem Gesicht auftauchte. Stinkender Geifer besudelte mein Gesicht.

Mein Ekel übertraf für einen Moment sogar die Schmerzen in meinem linken Unterschenkel. Ich hatte das Gefühl, mich übergeben zu müssen.

Allerdings war ich mir sicher, daß es dazu nicht mehr kommen würde, denn schon spürte ich die Fänge des Hundes an meinem Hals.

Aber der tödliche Schmerz kam nicht. Ich fiel, hörte ein schrilles Jaulen und dann einen sonderbaren, zischenden Laut, und als ich mich wieder herumrollte, sah ich Nimué über mich gebeugt. Sie hatte den Hund vernichtet, auf die gleiche, unheimliche Art wie den ersten Geisterwolf.

Und es hatte sie noch mehr Kraft gekostet.

Vorsichtig ausgedrückt sah sie jetzt aus wie ihre eigene Großmutter.

Mühsam schob ich ihre Hand zur Seite, setzte mich auf und sah mich um. Die Nebel lasteten schwer auf dem Land und verschluckten jeden Laut. Nichts war zu sehen, aber ich hatte nun schon zweimal erlebt, wie trügerisch dieser Eindruck sein konnte. Für meinen Geschmack gab es einfach zu viele Hunde mit grün leuchtenden Fangzähnen in dieser Gegend.

Nimué schien einer Meinung mit mir. »Wir sollten schleunigst von hier verschwinden«, sagte sie mit matter Stimme. »Ich spüre, wie die Nebel von Avalon immer dichter werden, und habe keine Kraft mehr, gegen ihre Spukgestalten anzukämpfen.«

»Spukgestalten? Mir kamen sie recht real vor«, knurrte ich. »Um ein Haar hätte das Vieh mich in Stücke gerissen.«

Nimué lächelte. »Glaubst du?« fragte sie und stand abrupt auf. »Dann schau deinen Fuß an!«

Was ich dann auch tat.

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte – zerrissenen Stoff, blutiges Fleisch, Knochensplitter, einen abgebissenen Stumpf… eine entsetzliche Verletzung auf jeden Fall.

Aber mein Bein war unversehrt. Nicht die geringste Verletzung war zu sehen. Und das, obwohl der Schmerz nach wie vor in meinem Bein wühlte.

»Wie… kann das sein?« fragte ich Nimué fassungslos.

»Die Geisterhunde von Avalon reißen keine wirklichen Wunden«, antwortete sie ernst. »Wenigstens nicht hier. Man spürt nur den Schmerz.«

»Aber was wäre gewesen, wenn der Hund meine Kehle erwischt hätte?«

»Deine Gefühle hätten dir gesagt, daß deine Kehle zerfetzt ist, und du wärst an diesem Gefühl gestorben«, erklärte sie trocken.

Ich starrte sie an, hin und her gerissen zwischen Erleichterung, Wut und Schrecken. Für einen Moment wußte ich nicht, was mich mehr erschreckte – diese angeblich nicht existierenden Hunde, die mit ihren nicht existierenden Zähnen einen sehr wohl existierenden Robert Craven als Kauknochen verwendeten, oder dieses geheimnisvolle Mädchen mit ihren unheimlichen Kräften, das so plötzlich aufgetaucht war und mich aus der normalen in eine Welt des Nebels und des Schreckens entführt hatte.

»Weißt du, Nimué«, seufzte ich, »irgendwie glaube ich nicht, daß ich dein Avalon mag. Wir sollten zusehen, daß wir dieser ungastlichen Stätte den Rücken kehren.«

Mit einem schmerzerfüllten Stöhnen kämpfte ich mich hoch und klaubte meinen Stockdegen vom Boden auf. Und als ich in Nimués Gesicht blickte, bemerkte ich, daß es schon um einiges besser aussah als noch vor wenigen Minuten. Wenn uns die Geisterhunde eine Viertelstunde in Ruhe ließen, war sie wieder stark genug, es mit ihnen aufzunehmen.

Ich hatte diesen Gedanken allerdings kaum zu Ende gedacht, als ich den nächsten Hund auf uns zukommen sah.

Und den eisengepanzerten Mann, der ihn an einer langen Leine führte.

* * *

Corabhainn wunderte sich immer wieder, wie verschieden die beiden Schwestern waren. Eigentlich die drei, dachte er, als er sich an Nimués zierliche Gestalt und ihr Feuerhaar erinnerte. Morgause besaß zwar ebenfalls eine zierliche Gestalt, doch ihr Haar und ihre tief in den Höhlen liegenden Augen waren schwarz wie die Nacht.

Wie ihre Seele, dachte er schaudernd.

Morgaine hingegen war beinahe so groß wie er und knabenhaft schlank. Ihre Haut war weitaus heller als die ihrer Schwestern, und ihre Augen waren grün und kalt wie Gletschereis. Nur das kupferrote Haar wies noch auf das Blut des alten Volkes hin, das in ihren Adern floß.

Und ihr Sohn, der sich auf der Eckbank flegelte und mit seinem Dolch die Fingernägel säuberte. Corabhainn spielte einen Moment lang mit dem Gedanken, der Bank einen Tritt zu geben, um auszuprobieren, wie weit der Dolch seinen Fingernagel wohl anheben konnte. Aber er verscheuchte die Vorstellung. Noch mußte er sich gedulden.

Mordred hätte weitaus eher Morgauses Sohn sein können. Klein und geschmeidig wie eine Schlange, mit dunkler Haut, pechschwarzen Haaren und mißtrauisch blitzenden Augen ähnelte er seiner Tante in einer kaum mehr erklärbaren Weise. Jetzt, wo er Morgauses Sohn Gawain neben Mordred sah, fragte sich Corabhainn zum wiederholten Male, ob die Söhne der beiden Schwestern nicht bei der Geburt vertauscht worden waren.

Großgewachsen, blond und blauäugig, wie er war, hätte Gawain durchaus einer der sächsischen Barbaren sein können, die in den Zeiten vor Avalons Untergang gegen das britannische Reich angerannt waren.

Vielleicht war es gerade diese Ähnlichkeit, die ihm manches Schimpfwort und seiner Mutter manchen verächtlichen Blick eingebracht und ihn dazu angestachelt hatte, mehr harte Sachsenschädel zu spalten als alle anderen Ritter Britanniens, Lancelot vielleicht ausgenommen.

Wo Mordred seine Siege durch Tücke und Hinterlist errang, siegte Gawain durch seine Kraft und seine berserkerhafte Wut. Corabhainn kam beides gelegen. Er brauchte die beiden Ritter. Weniger zur

Vervollständigung des Druidenkreises als dafür, die Verdammten von Avalon zu vernichten.

»Seid ihr bereit?« fragte er schließlich.

»Wir warten seit dem Augenblick, in dem du hereingekommen bist, darauf, was du von uns willst«, antwortete Mordred spöttelnd. Er hielt dabei seinen Dolch so geschickt, daß er ihn aus dem Handgelenk schleudern konnte. Corabhainn entging die Bewegung nicht, aber er tat so, als sehe er nichts. Er fühlte förmlich die Spannung in dem Raum, den unausgesprochenen Willen, ihn zu reizen und zu einer unvorsichtigen Handlung zu bewegen.

Doch noch war er nicht gewillt, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Erst mußten die Verdammten sterben. Dann würde er die Auseinandersetzung mit den Schwestern und ihrer Sippe herbeiführen. Zu dem Zeitpunkt, den er für richtig hielt, und zu den Bedingungen, die er wählte.

Er tat so, als würde er Mordreds Spiel mit dem Dolch und das lauernde Glitzern in seinen Augen nicht bemerken. »Ihr müßt hinüber in den Kreis der hängenden Steine. Nimué und ihr Begleiter dürfen uns nicht entkommen.«

»Hast du nicht schon ein paar Ritter hinübergeschickt?« fragte Mordred und verstaute seinen Dolch mit einer ärgerlichen Geste im Gürtel.

»Es sind nur Schatten, so wie die Hunde. Nimué wird sie vernichten. Ihre Hexenkräfte sind wieder erwacht!«

Zwei, drei endlose Sekunden herrschte Schweigen. Niemand sprach, aber Corabhainn konnte den tiefen Schrecken spüren, den seine Worte unter den anderen auslösten.

Dann erhob sich Mordred, lachte leise und zog den Dolch abermals aus dem Gürtel. Der Stahl blitzte wie der Fangzahn einer tödlichen Schlange. Für einen Moment fühlte Corabhainn Angst in sich aufsteigen. Was, wenn Mordred wußte…?

Dann lächelte Mordred erneut, die Spannung wich aus seinem Blick.

»Gut«, sagte er. »Gehen wir.«

* * *

Obwohl ich wußte, wie sinnlos es war, riß ich meinen Stockdegen aus der Scheide und warf mich dem Ritter entgegen. Bei einem echten (sprich real vorhandenen) Ritter wäre meine schlanke Klinge an seinem Eisenpanzer abgeprallt oder zerbrochen. Hier nicht.

Mit einem leisen, metallischen Ton schnitt sie durch die Rüstung und drang so weit ein, daß sie aus dem Rücken des Ritters wieder hinausschauen mußte.

Das war aber auch alles.

Im Normalfall hätte der Kerl tot sein müssen oder zumindest lebensgefährlich verwundet. Doch diesen Gefallen tat mir der Geisterritter nicht. Er hob ungerührt sein Schwert über den Kopf und packte den Griff mit beiden Händen. Ich konnte sein Gesicht unter der Eisenmaske nicht erkennen, aber ich war ziemlich sicher, daß es zu einem hämischen Grinsen verzerrt war.

Und ich war ebenso sicher, daß ich gleich erfahren würde, welches Gefühl es sein mußte, zu glauben, in zwei Teile gespalten zu sein.

Ein ziemlich tödliches, vermutlich. Und es spielte überhaupt keine Rolle, ob ich nun wirklich gespalten wurde oder es mir nur einbildete...

Wieder war es Nimué, die neben mir auftauchte und mir das Leben rettete. Sie schob mich mit einer Handbewegung beiseite. Ihre Augen glühten wie geschmolzenes Metall, als sie den Ritter ansah und ihre Hände an ihre Schläfen legte.

Der Ritter zögerte nur einen Augenblick.

Es war genau ein Augenblick zuviel. Als er zuschlug, stieß Nimué ein magisches Wort aus; die Klinge zersplitterte in der Luft wie Glas, das gegen Stahl geprallt war.

»Jetzt wirst du sterben, Llahelmon!«

Nimués Stimme war kalt wie Eis. Ich spürte, daß es sie alle Kraft kostete, überhaupt zu sprechen.

Und der Ritter glaubte ihr aufs Wort, wie seine Reaktion bewies. Er sprang mit einer Gelenkigkeit herum, die ich ihm in seiner Konservendose gar nicht zugetraut hatte, und rannte in den Nebel hinein.

Nimué sah ihm nach, bis er verschwunden war. Dann begann sie zu schwanken.

Ich kam gerade noch rechtzeitig, um sie aufzufangen, bevor sie wieder bewußtlos wurde.

* * *

Es war wie verhext. Pardon, es war verhext: Ich hatte mir Nimué wie einen Sack über die Schulter geworfen, hatte noch einmal zum Steinkreis hinübergeschaut, um mich zu orientieren, und war in die Gegenrichtung losgestapft, ganz nach alter Pfadfinderart.

Aber wer immer diese Regeln aufgestellt hatte – er hatte einen Fehler gemacht. Oder die Pfadfinder waren niemals in Avalon gewesen...

Der Nebel kroch in dichten Schwaden über das Land und ballte sich schon bald so dicht um mich, daß ich kaum mehr den Boden unter meinen Füßen erkennen konnte. Trotzdem war ich sicher, immer geradeaus gegangen zu sein. Bis zu dem Augenblick, als der Nebel vor mir aufriß und ich den Kreis der zyklopischen Steine vor mir auftauchen sah.

Ich starrte noch fassungslos auf die mächtigen Steinquader, als sich Nimué wieder zu regen begann. Ich setzte sie ab und wartete, bis sie die Augen aufschlug.

Sie wußte sofort, daß ich in die Irre gelaufen war, als sie den Steinring erkannte. Der Ausdruck auf ihren Zügen war eher Resignation als Schrecken.

»Das haben wir Morgause zu verdanken. Nur sie besitzt die Fähigkeit, diesen Irr-Nebel zu erzeugen«, flüsterte sie zornig.

Ich verzichtete auf die Frage, wer Morgause war. Irgendwie hatte ich das ungute Gefühl, daß mir die Antwort nicht gefallen würde.

»Was jetzt?« fragte ich niedergeschlagen.

»Wir müssen versuchen, den Zauber zu durchbrechen«, erwiderte sie achselzuckend. Sie streckte die Hand aus und nickte auffordernd. »Halte dich an mir fest und laß nicht los. Wenn du in die Irre läufst, kann selbst ich dich nicht mehr finden. Und du hast wohl kaum die Absicht, dich allein mit Corabhainns Hunden und seinen

Schattenrittern herumzuschlagen, oder?«

Ich verzichtete auf eine Antwort, aber Nimué schien Gefallen daran zu finden, einen ohnehin verschüchterten Serienhelden noch weiter einzuschüchtern. »Außerdem wird es nicht mehr lange dauern, bis er stärkere Krieger schickt«, fügte sie hinzu.

Das klang nicht sehr verheißungsvoll, und ich zog es auch diesmal vor, ganz diplomatisch zu schweigen. Ich konnte nur hoffen, daß Nimué in der Lage war, den Weg aus diesem Irrnebel heraus zu finden.

Es sah auch lange Zeit danach aus. Wir mußten meiner Schätzung nach mindestens eine halbe Meile weit gelaufen sein – und zwar schnurgerade vom Steinkreis weg. Der Nebel lichtete sich immer mehr, und auch die unheimliche Kälte wich ganz allmählich. Dann, nach einer Ewigkeit, wie es mir schien, sah ich plötzlich einen ersten Stern durch die milchigen Schwaden leuchten.

Ich blieb stehen, atmete erleichtert auf und wandte mich zu Nimué um. Selten zuvor hatte ich einen so abgrundtiefen Schrecken auf den Zügen eines Menschen gesehen wie jetzt auf dem ihren.

Und einen solchen Zorn.

Nimué stieß einen Fluch aus, der die Steine wanken ließ. Doch selbst sie konnte an der Tatsache nichts ändern, daß unsere gute alte Erde anscheinend nur mehr aus dem Kreis der hängenden Steine und dem Nebel darum herum zu bestehen schien.

* * *

»Du bist davongelaufen wie ein feiger Köter!«

In der Enge der steinernen Kammer klangen die Worte wie ein Peitschenhieb.

Die Anklage ließ Llahelmon zusammenfahren. Der Schattenritter fingerte nervös an den Schnallen seiner Rüstung und wich einen Schritt vor dem gut einen Kopf kleineren Krieger zurück.

»Laß es dir erklären, Mordred«, sagte er hastig. Eine Spur zu hastig, um seine Furcht zu überspielen. »Nimués Zauber zerbrach mein Schwert. Sie hätte mich getötet, wenn ich nicht geflohen wäre.« Er zog

zu seiner Rechtfertigung das zerbrochene Schwert aus der Scheide und reichte es Mordred.

Mordred verschränkte die Arme vor der Brust, ohne die geborstene Waffe auch nur zu beachten. Sein Blick glitt unheilverkündend und düster über Llahelmon und seine drei Begleiter, die soeben aus dem Kreis der hängenden Steine nach Avalon zurückgekehrt waren.

»Ihr habt versagt«, sagte er kalt. »Alle! Ihr solltet Nimué fangen, bevor sie sich auf ihre Hexenkräfte besinnen konnte. Statt dessen habt ihr zugelassen, daß ein Helfer sie erreichte und sie ein halbes Dutzend Geisterhunde vernichten konnte.«

Mordreds Rechte glitt bei seinen Worten wie unbeabsichtigt zur Hüfte und zum Griff seines Schwertes. Llahelmons Blick folgte der Bewegung. Seine Nervosität wuchs,

»Redet!« befahl Mordred. »Wo ist Nimué? Wo ihr geheimnisvoller Verbündeter? Warum habt ihr sie nicht mitgebracht?«

Llahelmon schwieg, aber einer seiner Begleiter beantwortete die Frage, ohne Mordred dabei in die Augen zu blicken.

»Llahelmon befahl Gwythwall, Bric und mir, das Umland des Heiligtums zu bewachen«, sagte er nervös, »während er selbst den Steinkreis absuchen wollte. Leider hatten wir das Pech, Nimué und ihren Freund zu verfehlen. Aber Llahelmon«, fügte er anklagend hinzu, »muß zweimal auf sie gestoßen sein. Beim zweitenmal wollten wir gegen seine Anweisung zu dem Heiligtum eilen, um ihn zu unterstützen. Doch da kam er uns schon entgegen und erklärte, daß wir schnellstens nach Avalon zurück müßten, da Nimué zu stark für uns sei.«

»Othan hat die Wahrheit gesprochen, Mordred«, pflichtete Bric dem Sprecher bei.

Auch Gwythwall nickte und rückte dabei einige Schritte von Llahelmon ab.

Auf Mordreds Gesicht erschien ein freundliches Lächeln. Das freundlichste, das die Ritter je von ihm gesehen hatten.

Othan und Bric hatten es plötzlich sehr eilig, Gwythwalls Beispiel zu folgen, und so stand Llahelmon auf einmal ganz allein vor Mordred.

»Mordred, ich weiß, daß der Schein gegen mich spricht. Aber laß es

mich noch einmal versuchen. Diesmal werde ich Nimué und ihren Kerl gefangennehmen. Ich schwöre es, bei meiner Ehre!« Llahelmons Stimme klang jetzt mehr als nur nervös. Er hatte Angst. Panische Angst. Auf seiner Stirn perlte Schweiß.

Mordreds Lächeln wurde womöglich noch eine Spur freundlicher. »Du bist der einzige, der meine werte Tante Nimué und ihren Begleiter gesehen hat«, sagte er. »Außer Corabhainn. Doch du weißt, daß man eher ein Grab zum Sprechen bringt als den Meisterdruiden. So sage mir – ist es Merlin?«

»Nimués Begleiter?!« Llahelmon keuchte überrascht, aber auch erschrocken. Obgleich Mordred es kaum mehr für möglich gehalten hatte, erbleichte er noch weiter. »Nein«, sagte er hastig. »Wenigstens... wenigstens glaube ich es nicht. Allerdings besitzt er ebenfalls Hexenkräfte. Du weißt, daß ich drüben in der anderen Welt nur ein Schattenwesen bin, das durch keine Waffe verletzt werden kann. Doch schau meinen Panzer an. Du siehst noch die Stelle, an der mich dieser Hexer mit seiner Stecknadel von Schwert durchbohrt hat. Einen Augenblick lang glaubte ich, daran zu sterben.«

Llahelmon deutete mit seiner Rechten auf ein schwarzgerändertes Loch auf seinem Brustpanzer. Mordred preßte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen. Alle Freundlichkeit war aus seinem Gesicht gewichen, und ein wildes Glitzern erfüllte seine Augen.

»Es... es war nicht meine Schuld, Mordred! Corabhainn hat selbst –«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Mordred eisig. »Es war ein Fehler von Corabhainn, nur Schatten hinter Nimué herzusenden. Doch noch größer war dein Fehler, zu versagen! Du kennst die Strafe?«

Llahelmon schrie auf, aber seine instinktive Abwehrbewegung kam zu spät.

Mordred riß sein Schwert mit einem Ruck aus der Scheide und stieß zu. Als er die Klinge aus schwarzem Stahl zurückzog, schimmerte sie rot.

Llahelmon sank mit einem Seufzer zu Boden. Ein, zwei Sekunden lag er vollkommen reglos da, dann begann sein Körper wie unter einem kalten inneren Feuer zu glühen – und löste sich auf. Nur Sekunden nach Mordreds Hieb war von dem Geisterritter nichts mehr geblieben als ein wenig Rauch, der ebenfalls rasch verwehte.

Mordred legte beide Hände auf den Knauf seines Schwertes und sah

Gwythwall, Bric und Othan durchdringend an. »Ihr habt die Wahl, zu sterben oder mit mir in die andere Welt zu gehen«, sagte er kalt. »Dann allerdings nicht mehr als Schatten, sondern als die Ritter, die ihr wart, als Avalon und Britannien noch eins waren. Entscheidet euch!«

Keinem der drei kam es in den Sinn, daß Mordred allein gegen sie stand. Sie starrten nur auf sein Schwert und sahen voller Grausen zu, wie das rote Blut darauf von der schwarzen Klinge aufgesogen wurde. Dann senkten sie wie auf einen geheimen Befehl den Blick.

»Ich folge dir, Mordred. Was auch immer du befiehlst«, flüsterte Othan mit stockender Stimme.

»So sei es«, stimmten auch Bric und Gwythwall ein.

»Dann kommt!«

* * *

Lange Zeit war es still in der kleinen Kammer, nachdem die vier Ritter gegangen waren. Die Last der Jahrtausende, die seit der Errichtung dieser steinernen Mauern verstrichen waren, war beinahe körperlich zu spüren.

Dann, ganz langsam, wie ein Schemen, schälte sich eine hagere Gestalt aus einer dunklen Ecke des Raumes, flackerte einen Moment, als wäre sie wirklich nicht mehr als ein Schatten, und nahm schließlich vollends Gestalt an.

Es war Ffiathann, Corabhainns alter Gegenspieler.

Er vergewisserte sich mit einem raschen Blick, daß er allein war, und huschte dann auf die Tür zu, die in die andere Welt führte.

Der Druide hatte ebenso wie die anderen jetzt feste Gestalt angenommen. Nur das grüne Schimmern in seinen Augen kündete noch von der Kraft, die dies ermöglicht hatte. Der Zauber des Dämons Ronyl'ohm hatte jedoch nicht die nagenden Zweifel in Ffiathanns Herzen beseitigen können.

Ffiathann hatte Angst, Angst wie noch nie in seinem Leben. Und doch war es nicht nur die bloße Furcht um seine eigene Existenz.

Ffiathann war uralt, auch wenn er die letzten Jahrhunderte nur als

Schemen in Avalon gehaust hatte.

Und er war zu sterben bereit. Oder er wäre es gewesen, wenn Corabhainn in seinem Wahn nicht den Dämon geweckt hätte.

Und dessen Hunger.

Ffiathann hielt Corabhainns Tun für Wahnsinn. Nicht umsonst hatten die Druiden von Avalon Jahrhunderte darüber gewacht, daß der grüne Stein wohlverwahrt und allen Zugriffen der Frevler entzogen war. Und nun hatte der Meisterdruide selbst den Bann zerbrochen!

Nicht nur aus diesem Grund fühlte sich Ffiathann jeder Verpflichtung Corabhainn gegenüber enthoben. Auch die anderen Druiden von Avalon hatten in seinen Augen jedes Recht auf seine Loyalität verwirkt. Was war in sie gefahren, ihre eigenen Gesetze derart zu mißachten?

Ffiathann verfluchte Ythpadann und Khyldyrr, die Corabhainns Plänen aus Feigheit zugestimmt hatten. Sein ganz besonderer Zorn galt jedoch den Schwestern und ihrer schwerttragenden Brut.

»O ihr Götter, laßt es nie geschehen, daß Morgaine und Morgause über Avalon herrschen«, flüsterte er. »Das Licht der Sonne würde verlöschen, wenn es dazu käme. Und der Dämon brächte das Elend über die Welt.«

Ffiathann spürte nicht einmal, daß er weinte, als er an den Hunger Ronyl'ohms dachte, an dessen Gier nach Leben, die nur der Tod Unzähliger stillen konnte. Der Tod – und Schlimmeres. Corabhainn hatte eine Macht entfesselt, deren wahre Größe er nicht einmal ahnte.

Nein – dazu durfte es niemals kommen. Aus diesem Grund beschritt Ffiathann einen Weg, von dem es keine Rückkehr gab. Und den bis jetzt nur zwei gewagt hatten.

Die Verdammten von Avalon...

* * *

Zu sagen, daß ich mir vorkam wie der Hase in der Fabel vom Hasen und Igel, wäre noch untertrieben. Drei, vier Sekunden lang starrte ich die schweigenden Steinriesen von Stonehenge mit einer Mischung aus Hysterie und Entsetzen an, dann drehte ich mich herum, um mich an

Nimué zu wenden – und verharrte in der Bewegung, als ich das Entsetzen in ihren Augen las.

»Still!«

Ich hatte nicht einmal die Zeit, Nimués Warnung zu verarbeiten, als sie mich auch schon am Arm packte und in höchster Erregung hinter eine der gewaltigen Steinsäulen zerrte.

»Was ist los?« fragte ich – ein wenig zu laut, wie ich an ihrer Reaktion erkannte. Sie gestikulierte wild, verdrehte die Augen, legte mir die Hand auf die Lippen und drückte mich tiefer ins Gras. Ihre Finger zitterten. Ihre Haut war feucht vor Schweiß, obwohl es weiß Gott kalt genug hier war.

Ein feines, metallisches Klingen im Steinkreis ließ mich aufhorchen. Mein Herz begann schneller zu schlagen.

Das Geräusch war zuerst so leise, daß ich es eher ahnte als wirklich hörte, wurde aber rasch deutlicher. Ich schob unwillkürlich meinen Kopf etwas vor, um sehen zu können, was im Steinkreis geschah.

Nicht, daß ich auch nur einen Deut von dem verstanden hätte, was sich hier abspielte. (Da hat er etwas mit dem Autor gemein! Anm. des Red.)

Oder daß es mir gar gefallen hätte....

Im Zentrum des steinernen Kreises glühte ein seltsam grünes Licht, dessen Ausstrahlung so intensiv böse war, daß mir im wahrsten Sinne des Wortes alle Haare zu Berge standen.

Und plötzlich ging alles rasend schnell.

Die Nebelschwaden innerhalb des Steinkreises wurden von dem Licht in Sekundenschnelle aufgesaugt.

Dann spürte ich ein Zerren an meinem Körper und klammerte mich instinktiv an einem der Steinquader fest. In Nimués Augen las ich, daß sie das gleiche häßliche Gefühl empfand.

»Dieser Narr!« keuchte sie.

»Corabhainn?« flüstere ich.

Nimué nickte. Ihre Augen waren voller Angst. »Corabhainn«, bestätigte sie. »Er hat Ronyl'ohm erweckt, den Vernichter. Er muß

wahnsinnig geworden sein!« Diesmal war sie es, die ungeachtet der eigenen Warnung redete. Und das nicht gerade leise. Erschrocken schlug sie die Hand vor den Mund.

Im gleichen Moment spie das grüne Licht vier bizarre Gestalten aus.

Sie ähnelten in ihrer rostanfälligen Kleidung dem Ritter, der vor Nimué Reißaus genommen hatte. Trotzdem waren sie irgendwie... anders.

Weitaus wirklicher. Wirklicher und bedrohlicher.

Letzteres lag wahrscheinlich an den langen Schwertern, die sie in den Händen trugen. Und daran, daß sie mir ganz den Eindruck von Männern machten, die mit diesen Waffen auch umzugehen wußten.

Nimué starrte den Anführer der vier aus weit aufgerissenen Augen an. »Mordred, Morgauses Balg«, murmelte sie zornig – diesmal gottlob leise genug, daß die Ritter es nicht hören konnten.

Ich sah mir den Mann genauer an, dem ihr Zorn – und ihre immer stärker werdende Angst – galten. Jemand, der einen Menschen wie Nimué derart in Panik zu versetzen vermochte, mußte schon von einem ganz besonderen Kaliber sein. Dabei sah er auf den ersten Blick beinahe harmlos aus.

Auf den zweiten nicht mehr.

Er war kleiner als seine Begleiter und von dunkler Hautfarbe und trug als einziger kein Visier vor dem Gesicht. Er war zu weit entfernt, als daß ich sein Gesicht genau erkennen konnte; und trotzdem sah ich seine Augen: Augen, die eine fast körperlich greifbare Bosheit und Hinterlist ausstrahlten.

Plötzlich verstand ich Nimué.

Und ich verstand auch noch mehr.

Ich erinnerte mich, wie Nimué ihn genannt hatte: »Mordred«.

Mordred...

Nicht zum ersten Mal in diesem Abenteuer zweifelte ich ernsthaft an meinem Verstand. Ich kannte natürlich die Sage von Mordred und Artus, dem König von Britannien. Aber auch noch einiges mehr, das ich aus den Büchern meines Vaters erfahren hatte. Und das gefiel mir

ganz und gar nicht. Vor allem der Teil, der nicht in der allen zugänglichen Version der Artus-Sage stand.

Mordred blieb keine fünf Yards vor Nimué und mir entfernt stehen und winkte die drei anderen mit einer knappen Bewegung seines Schwertes zu sich. Es war die klassische Szene: Wir lagen reglos da, mit angehaltenem Atem, und Mordred stand auf Armeslänge vor uns. Mein Herz jagte. Eigentlich wartete ich darauf, plötzlich niesen oder husten zu müssen, wie es in Situationen wie dieser üblich zu sein scheint. Aber wir hatten Glück. So unglaublich es schien – Mordred bemerkte uns nicht.

»Wir teilen uns jetzt und suchen das Gelände ab«, hörten wir seine Stimme.

»Wer sie findet, ruft die anderen herbei. Und noch etwas«, fügte er hinzu, in sehr eindringlichem Ton. »Schlagt sofort zu! Laßt sie ihre magischen Kräfte nicht entfalten. Es sei denn, ihr habt Lust, Llahelmons Schicksal zu teilen!«

Er wandte sich ab, noch bevor die Ritter antworten konnten, und verschwand im Nebel.

Die drei anderen sahen sich an, einigten sich mit knappen Gesten über die Richtung, in die sie gehen wollten, und verschwanden ebenfalls.

»Das war knapp«, murmelte ich erleichtert. Nimué nickte abgehackt. Auch sie atmete auf, aber ihr Lächeln geriet nicht ganz echt. Ihre Lippen zitterten.

»Das war Mordred wie er leibt und lebt«, flüsterte sie. »Er hat uns wohl nur deswegen nicht entdeckt, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß wir uns noch am Steinkreis aufhalten.«

»Irgendwann wird er es merken«, knurrte ich. »Und ein zweites Mal wird er uns nicht mehr übersehen!«

»Wir müssen ausnützen, daß Mordred Avalon verlassen hat«, erklärte Nimué. Sie stand auf, sah sich sichernd um und huschte auf das Zentrum des Steinkreises zu, in dem noch immer das grüne Licht leuchtete.

»Du willst doch nicht etwa da hindurch gehen?« Ich eilte hinter ihr her, erwischte sie gerade noch am Arm und zog sie herum. Sie machte sich mit einer geschickten Drehung frei und sah mich kopfschüttelnd an.

»Entweder bist du ein Feigling, oder dein Verstand hat während der letzten Stunden gelitten«, sagte sie ruhig.

»Ich will beides nicht in Abrede stellen. Aber ich möchte trotzdem wissen, was du vorhast, bevor ich mich dort hineinstürze.«

»Wir werden Corabhainn überraschen. Er erwartet sicher nicht, daß wir so dreist sind, direkt nach Avalon zu gehen. Wenn wir Glück haben, können wir den Kampf entscheiden, bevor Mordred zurückkehrt. Er ist zwar kein ausgebildeter Druide, aber trotzdem der Gefährlichste der Bande.«

Nimué sagte mir nicht die volle Wahrheit, das spürte ich.

Es gab noch etwas, das sie nach Avalon zog. Doch ich kam nicht dahinter, was es war. Nur, daß es irgendwie mit mir zu tun hatte. Und das war etwas, das mir gar nicht gefiel.

»Komm jetzt. Oder willst du warten, bis Mordred uns hier findet?«

Ich zögerte noch immer, aber Nimués Geduld schien erschöpft. Dabei hätte ich sie am liebsten allein in dieses grüne Licht hineintreten lassen.

Doch es gab eine bescheidene Tatsache, die mich daran hinderte: Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit Mordred und seinen Rittern fertig werden sollte. Und da war es doch sicherer, bei Nimué zu bleiben. Sie kannte sich wenigstens hier aus.

* * *

Mordred spürte instinktiv, daß ihm jemand folgte, legte die Hand auf den Schwertgriff und schnellte herum. Aber er sah niemanden.

Nur die allgegenwärtigen Nebelschwaden, die über das Land zogen, und den grünen Lichtschein aus dem Steinkreis, der matt durch den Nebel drang.

Mordred preßte die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen und versuchte, den Nebel mit Blicken zu durchdringen. Er fluchte über diese Behinderung, obwohl er wußte, daß nur so die Verfolgten im Irrkreis von Stonehenge gehalten werden konnten.

»Nimué?« flüsterte er. »Bist du es? Zeige dich. Ich will mit dir reden. Komm, ich bin nicht dein Feind.«

Ein gedämpftes Rascheln erscholl. Mordreds Schwert glitt halb aus der Scheide. Sofort war es wieder still. Mordred schalt sich einen Narren. Auf diese Weise kam er keinen Schritt weiter. Im Gegenteil.

Er stieß das Schwert mit weit mehr Nachdruck als nötig in die Scheide zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Zufrieden, Tantchen?« fragte er spöttisch. »Wenn du willst, kann ich das Schwert auch ablegen.«

Irrte er sich, oder hörte er tatsächlich ein leises Lachen?

Aber die Stimme klang falsch; alt und dünn und eindeutig nicht wie die seiner Tante. Sein Mißtrauen wurde stärker. Er dachte an den geheimnisvollen Verbündeten, von dem Corabhainn und Llahelmon gesprochen hatten, ging einige Schritte in die Richtung, aus der das Kichern kam, und blieb dann abrupt stehen. Das Lachen war jetzt so laut, daß sein Ursprung keine fünf Schritt mehr entfernt sein konnte.

Doch Mordred sah NICHTS – und das, obwohl sich der Nebel in den letzten Sekunden etwas gelichtet hatte. Sein Herz klopfte ein wenig schneller.

Was war das? dachte er nervös.

»Nimué, was treibst du für ein Spiel mit mir?« rief er.

Wie zur Antwort schwoll das Lachen an – und plötzlich konnte Mordred doch etwas erkennen.

Allerdings nicht seine Tante Nimué.

Ganz und gar nicht...

Er sah einen lindgrünen Lichtschein, nur wenige Schritte entfernt; ein Licht, in dessen Mitte sich eine große, hagere Gestalt zu formen begann.

»Bei den Hexen von Endor, du bist niemals Nimué«, zischte Mordred. Wütend riß er sein Schwert heraus. Die schwarze Klinge fuhr pfeifend durch die Luft und teilte das Licht.

Aber sonst auch nichts.

Das Kichern steigerte sich zu einem höhnischen Lachen.

Mordred schlug erneut zu und erntete damit wieder einen Heiterkeitsausbruch der Lichtgestalt. Erschrocken sprang er einen

Schritt zurück und stieß sein Schwert nach vorn, obwohl er wußte, daß er dieses grünschimmernde Wesen damit nicht ernsthaft aufhalten konnte.

»Wo bleibt dein immer so gerühmter Mut, Freund Mordred?« drang eine spöttische Stimme aus dem Licht.

Und plötzlich wußte Mordred, wen er vor sich hatte.

»Ffiathann!« rief er zornig. »Was willst du hier? Hat dich Corabhainn geschickt?«

Jetzt, wo er wußte, wer ihm gegenüberstand, wurde Mordred wieder gelassener. Seine alte Überheblichkeit kehrte zurück. Er senkte die Waffe und stützte seine Hände auf den Knauf.

»Du solltest nach Avalon zurückkehren. Hier störst du nur meine Jagd nach Nimué. Und das wird Corabhainn nicht gerne sehen!«

»Corabhainn wird noch viel mehr nicht gerne sehen«, kicherte Ffiathann. Er wurde ein wenig stofflicher. Mordred hörte den seltsamen Unterton in der Stimme des Druiden.

»Was soll das heißen?« fragte er lauernd.

»Corabhainns Zeit als Herrscher von Avalon ist vorbei! Und auch Morgause und Morgaine werden bald nichts mehr zu sagen haben!« antwortete der Druide. Seine Stimme war ganz kalt, aber von einer Entschlossenheit erfüllt, die Mordred schaudern ließ.

»Ich lasse nicht zu, daß ihr Ronyl'ohm den Weg auf die Erde bereitet. Eher soll Avalon zugrunde gehen.«

»Du gehst auf jeden Fall zugrunde«, fauchte Mordred. Sein Gefühl sagte ihm, daß Ffiathann jetzt genug Gestalt angenommen hatte, genug für sein Schwert und schon entschieden zuviel für seinen Geschmack.

Es ging fast zu leicht.

Sein Schwert ruckte mit einer blitzschnellen Bewegung nach vorne und traf den Hals des Druiden. Der Hieb war so stark, daß er Ffiathanns Kopf glatt vom Rumpf trennte.

Mordred gab dem taumelnden Torso einen Tritt, der ihn zu Boden fegte. »Das dürfte dein loses Maul wohl endgültig stopfen«, sagte er

haßerfüllt. Er lächelte böse.

Eine Sekunde später gefror sein Grinsen.

Er bekam Antwort.

»Ich habe dich eigentlich immer für ein intelligentes Kerlchen gehalten, Mordred. Aber wenn ich dich so sehe, kommen mir echte Zweifel«, erklärte der abgeschlagene Kopf und blinzelte Mordred vergnügt an.

Mordred schrie gellend auf und schlug abermals mit dem Schwert zu. Immer und immer wieder.

* * *

Noch ehe sich meine Augen an den abrupten Lichtwechsel gewöhnt hatten, hörte ich Nimué schreien.

Ich sprang zurück und zog meinen Stockdegen aus der Scheide. Ein hämisches Lachen klang auf. Einer der dunklen Schatten, die ich wahrnahm, formte sich zu einem baumlangen Kerl, der Nimué die Schneide eines gewaltigen Schwertes an die Kehle drückte.

»Willkommen, Tante!« sagte er lächelnd. »Ich dachte mir, daß du der Versuchung nicht widerstehen kannst.«

Er lachte hämisch, packte Nimués Arm und drehte ihn ihr auf den Rücken. Nimué keuchte vor Schmerz, aber der Riese griff nur noch fester zu.

»Robert!« keuchte Nimué. »Hilf... mir!«

»Das würde ich sein lassen«, sagte der Hüne ruhig. »Ein Schritt, und sie ist tot.« Er verstärkte den Druck seiner Klinge ein wenig, um seine Drohung zu unterstreichen. Ein einzelner Blutstropfen lief wie eine rote Träne an Nimués Hals herab. Ich erstarrte mitten im Schritt.

»Achte nicht auf Gawain!« keuchte Nimué. »Sieh mich an! Schau mir in die Augen!«

Ich folgte ihrer Anweisung, ohne nachzudenken – und versank förmlich in ihren goldgesternten Honigaugen.

»Du wirst jetzt genau das tun, was ich dir sage, Robert!« Nimués

Stimme klang seltsam verzerrt, doch ich wußte, daß ich ihre Worte befolgen würde. Der Blick ihrer Augen fegte meinen Willen davon wie der Sturm ein welkes Blatt. Sie hatte mich innerhalb einer einzigen Sekunde so stark hypnotisiert, daß ich den Kerl auch mit blanken Händen angegriffen hätte.

Und er wußte es.

Sein Gesicht wurde zu einer wütenden Grimasse. Der Druck auf Nimués Arm wuchs weiter. Ihre Lippen zuckten vor Schmerz.

»Bleib stehen!« keuchte er drohend. »Ich töte sie!«

Nimué sah mich nur an und befahl: »KOMM!«

»Zurück!« schrie Gawain. »Noch einen Schritt, und es ist aus mit ihr!«

Gawains Stimme sollte wohl fest und überlegen klingen, doch sein Blick wanderte dabei eher ängstlich zu dem grün schimmernden Tor, durch das wir gekommen waren. Es war nicht schwer, seine Gedanken zu erraten: Er versuchte mich hinzuhalten, bis Mordred kam.

Nimués Blick befahl mir weiterzugehen.

Gawain wich, Nimué hinter sich herziehend, vor mir zurück, bis sein Rücken die Wand berührte. »Ich warne dich zum letzten Mal. Wenn du nicht stehenbleibst, ist Nimué tot!« Obwohl sich seine Stimme vor Nervosität überschlug, fühlte ich, daß er es diesmal ernst meinte.

Ich zögerte und sah Nimué fragend an.

»Spring!« hämmerte ihr geistiger Befehl.

Und ich sprang.

Mit einem einzigen Satz war ich bei den beiden und stach mit dem Degen zu. Die Klinge fuhr eine Handbreit über Nimués Schopf hinweg und bohrte sich tief in Gawains Kehle.

Doch irgend etwas war falsch. Ich wußte nicht, was, aber in der Zehntelsekunde, in der ich zustieß, hatte ich plötzlich das Gefühl, einen entsetzlichen Fehler zu begehen. Gleichzeitig war ich unfähig, etwas dagegen zu tun. Nimué beherrschte mich so mühelos, wie eine Puppenspielerin eine Marionette.

Gawains Augen weiteten sich vor Erstaunen. Er taumelte, versuchte zu schreien und brachte nur einen würgenden Laut hervor. Dann kippte

er gegen die Wand und sank ganz langsam in sich zusammen.

Noch im Sterben versuchte er, Nimué mit dem Schwert zu treffen, aber seiner Bewegung fehlte schon die Kraft.

Sie schlug ihm mit der Handkante gegen den Schwertarm und tauchte unter der Klinge weg. Bevor Gawain reagieren konnte, trat ich mit aller Kraft zu und prellte ihm das Schwert aus der Hand.

Er sah der davonfliegenden Klinge nach und streckte noch die Hand aus, um sie zu ergreifen. Dann fiel er zur Seite und blieb zusammengekrümmt auf dem Steinboden liegen.

Nimué wandte sich ungerührt ab und fluchte leise vor sich hin.

»Wir hatten mehr Glück als Verstand, Robert. Ich hätte wissen müssen, daß das eine Falle ist!« sagte sie wütend. »Ich frage mich nur, warum Mordred nicht hinter uns hergekommen ist, um uns den Garaus zu machen.«

»Was hättest du getan, wenn Gawain wirklich ernst gemacht hätte?« Das Sprechen fiel mir schwer. Das Gefühl, einen furchtbaren Fehler begangen zu haben, wurde stärker. Was war nur mit mir los?

Nimué sah mich verwundert an. »Die Frage sollte eher lauten, was du dann gemacht hättest«, sagte sie. »Aber keine Sorge, Gawain hätte mich nicht töten können. Ich habe seinen Willen, es zu tun, blockiert.«

Mir wurde übel. Ich hatte geglaubt, Nimué aus höchster Todesgefahr zu retten, und dabei nur einen wehrlosen Mann umgebracht…

Mit zitternden Händen zog ich mein Taschentuch aus der Weste und wischte das Blut von der Klinge ab. Ich bemühte mich dabei, den Toten nicht anzusehen.

Nimué sah mir spöttisch lächelnd zu und schüttelte den Kopf. »Du hast dich wirklich sehr verändert!«

»Was hast du gesagt?« Ich bemühte mich krampfhaft, sie nicht anzusehen. Vielleicht hätte ich in der Wahl meiner Verbündeten etwas sorgfältiger sein müssen. Mein Gott, der Mann war wehrlos gewesen!

»Ach, nichts«, sagte Nimué rasch. »Nur, daß wir jetzt weiter müssen. Wenn wir uns nicht beeilen, haben wir Mordred schneller am Hals, als uns lieb sein kann. Komm!« Sie winkte mir, ihr zu folgen.

Modrige, feuchte Luft schlug uns entgegen, als sie die Tür zum Korridor öffnete. Eine große Spinne hing an einem Faden von der Decke herab und sah uns aus grünleuchtenden Augen an.

Ich spürte die Feindseligkeit des Tieres beinahe, ehe ich es sah. Nimué hingegen schenkte der Spinne keine Beachtung und schritt unter ihr hindurch.

Im selben Augenblick ließ sich die Spinne fallen.

Nimué schrie gellend auf und taumelte gegen die Wand. Ihre Hände griffen in den Nacken, um die Spinne zu ergreifen, doch das Tier huschte zwischen ihren Fingern durch, ohne daß sie es zu fassen bekam.

»Hilf mir, Robert. Die Spinne bringt mich um«, schrie Nimué verzweifelt und versuchte dabei, das Tier an der Wand zu zerquetschen.

Mit einem Satz war ich bei ihr – aber ich hatte keine Ahnung, wie ich ihr helfen konnte. Sie schrie vor Schmerzen und schien mich nicht einmal mehr wahrzunehmen. Als ich sie an den Schultern faßte, schlug sie mit ihren Händen nach mir.

Ich packte ihre Arme, hielt sie fest und schüttelte sie. Als es nichts half, faßte ich ihre Handgelenke mit der linken Hand und hielt mit der rechten ihr Gesicht fest.

Der Anblick war entsetzlich. Nimués Gesicht war zu einer Grimasse verzerrt. Schaum stand auf ihren Lippen. Ihre Augen waren verdreht.

Nur mit größter Anstrengung gelang es mir, ihren Blick zu fixieren und sie ein wenig zu beruhigen; ein Zauberlehrling, der versuchte, einem Meister zu helfen.

»Was ist los, Nimué?«

»Diese Schmerzen, Robert! Hilf mir! Ich werde wahnsinnig!« schrie sie. Und im gleichen Atemzug: »Vorsicht!«

Ich ließ sie erschrocken los, sah aus den Augenwinkeln ein dunkles Etwas über den Boden huschen und trat ganz instinktiv zu. Etwas knackte gläsern unter meiner Sohle.

Nimué erschlaffte in meinem Griff, seufzte erleichtert und lehnte sich erschöpft gegen die Wand. Ihr Gesicht war grau vor Schmerz. Sie

zitterte.

»Ich... danke dir, Me... Robert«, flüsterte sie. »Ohne dich... wäre ich jetzt tot.«

»Wegen einer Spinne?« fragte ich zweifelnd.

Aber Nimué antwortete nicht. Sie konnte es auch nicht, denn in diesem Moment erscholl hinter uns ein leises, unendlich böses Lachen.

»Wie rührend«, sagte eine spöttische Stimme. »Wirklich, es hat schon etwas für sich, einen guten Wächter zu haben.«

Ich fuhr herum, hob instinktiv den Degen – und wäre um ein Haar gestürzt, als Nimué mich grob beiseite stieß und herumwirbelte. »Corabhainn!«

Corabhainn lachte leise, schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand über das alte, zerfurchte Gesicht. »Du hast dich wirklich nicht verändert in der langen Zeit«, sagte er kopfschüttelnd. »Schon immer waren Männer dein größtes Vergnügen. Und dein größter Fehler«, setzte er böse hinzu. Es lag so viel Eifersucht in seiner Stimme, daß ich lächelte.

Corabhainn sah mich feindselig an. Aber es war noch etwas in seinem Blick. Etwas, das ich nicht genau deuten konnte. »Lache ruhig«, sagte er eisig. »Es ist sowieso das letzte Mal in deinem Leben, daß du es kannst.«

Seltsam – aber hätte ich wetten sollen, ich hätte in diesem Moment keinen Halfpenny gegen ihn gesetzt.

* * *

Mordred blieb stehen und ließ erschöpft sein Schwert sinken. Mit dem letzten Hieb hatte er Ffiathanns Kopf endlich zum Schweigen gebracht. Seine Hände zitterten vor Schwäche, und sein Atem ging pfeifend und schnell.

Mordred begriff nicht, warum der Druide ihn herausgefordert hatte. Es gab keinen Grund; nicht für sein Benehmen, und schon gar nicht für den Angriff auf ihn, der praktisch mit einem Selbstmord gleichzusetzen war – nichts, außer vielleicht der Erklärung, daß Ffiathann während der langen Zeit, die er als Schatten auf seine

Wiederverstofflichung gewartet hatte, verrückt geworden war. Aber irgendwie konnte er nicht daran glauben.

Es wäre zu einfach gewesen.

Nein – der Druide hatte gewollt, daß er ihn tötete, ganz eindeutig.

Aber warum?

Mordred nahm sich vor, zu gegebener Zeit die übrigen Druiden genauer in Augenschein zu nehmen, damit sich solche Ereignisse nicht wiederholen konnten.

Zu gegebener Zeit. Jetzt hatte er anderes vor. Er sah sich kurz um, um sich zu orientieren, und ging auf den Steinkreis zu.

Wenigstens so lange, bis er Ffiathanns häßliches Kichern hinter sich hörte.

»Wohin so eilig, junger Held?«

Als Mordred herumfuhr, stand Ffiathann lächelnd vor ihm.

Mordred hatte das Gefühl, vor Entsetzen den Verstand zu verlieren. Er schrie gellend auf, taumelte zurück und griff ganz instinktiv nach seiner Waffe.

Sein Schwert raste aus der Scheide. Doch bevor der Ritter zuschlagen konnte, erscholl das höhnische Kichern von allen Seiten. Mordred keuchte, drehte sich wie ein Kreisel um die eigene Achse.

Dann erstarrte er. Eine eisige unsichtbare Hand griff nach seinem Harzen und preßte es zusammen. Das Schwert in seiner Hand begann zu zittern, bis er Mühe hatte, die Waffe überhaupt noch zu halten.

Er war von einem guten halben Dutzend Ffiathanns eingekreist.

Mordreds bewußtes Denken erlosch, als die Gestalten mit ausgestreckten Armen auf ihn zukamen, um ihn zu packen.

Aber er wäre nicht Mordred gewesen, wenn er aufgegeben hätte.

In den nächsten Sekunden vollführte Mordreds Schwert einen blutigen Tanz. Binnen Sekunden war seine schimmernde Rüstung rot vom Blut der unheimlichen Gegner, die er erschlug. Ein Dutzend oder mehr Tote waren schon um ihn herum zu Boden gesunken, und sein Schwert fuhr fort, blutige Ernte zu halten.

Doch so viele Ffiathanns er auch erschlug, für jeden Toten schälten sich drei andere aus dem Nebel und stürzten auf ihn zu.

Mordred faßte sein Schwert fester und versuchte, den Ring der Ffiathann-Kreaturen zu durchbrechen, mußte jedoch schon nach wenigen Augenblicken erkennen, daß er allein keine Chance hatte.

»Othan, Bric, Gwythwall – zu mir!« brüllte er wütend und stieß ein Ffiathann-Double, das ihm zu nahe kam, in die Meute der anderen zurück. Der Ring der Doppelgänger war jetzt so eng gezogen, daß Mordred Schwierigkeiten hatte, mit dem Schwert auszuholen.

»Wo bleibt ihr verdammten Hunde!?« brüllte er verzweifelt.

»Mordred, wir kommen!« dröhnte Othans Baß aus nächster Nähe. Eine Sekunde später brach der Ritter auch schon aus dem Nebel hervor und warf sich mit blitzendem Schwert auf die Angreifer. Drei, vier mähte er nieder, bevor die Doppelgänger reagieren konnten. Doch dann streckten sich Dutzende Arme nach ihm aus. Othan keuchte und schwang sein Schwert noch wütender. Doch die Zahl der Angreifer wuchs.

Der Rest der Unheimlichen griff unterdessen Mordred mit todesverachtender Besessenheit an. Mordred wehrte ihren Angriff mit verzweifelter Wut ab und verlor dabei Othan aus den Augen. Als er sich wieder etwas Luft geschaffen hatte, sah er sich nach dem Ritter um, doch er sah nur noch eine Traube von übereinanderpurzelnden Ffiathanns und eine erstarrte gepanzerte Faust, die daraus hervorragte.

»Haltet aus, Freunde! Wir kommen!«

Mordred atmete auf, als er Bric und Gwythwall erkannte. »Vorsicht! Kommt nicht zu nahe, damit sie euch nicht umzingeln können!«

Mit wilden Kampfrufen stürzten sich die beiden Ritter in die Schlacht und streckten schon in den ersten Sekunden etliche Gegner nieder. Trotzdem sah es noch für einige Sekunden so aus, als würden die Ritter unterliegen.

Dann beendete ein mehr zufälliger Treffer den Kampf. Die Doppelgänger erstarrten alle in der gleichen Sekunde und in den teils absurden Haltungen, in denen sie gerade dastanden.

Zuerst begriffen die Ritter nicht, daß einer von ihnen den echten Ffiathann geköpft haben mußte, sondern hackten verbissen weiter auf

die schrecklichen Doubles ein. Erst als sie bemerkten, daß sich diese nicht mehr gegen die Hiebe wehrten, hielten sie inne und senkten ihre Schwerter.

Der Kampf war endgültig vorbei. Die Doppelgänger sanken in sich zusammen und lösten sich in Rauch auf. Nur der wirkliche Leichnam Ffiathanns und sein vom Rumpf getrennter Kopf blieben auf dem Rasen zurück.

Mordred riß sich mit einer wütenden Bewegung den Helm vom Kopf und schleuderte ihn zornig beiseite. »Verdammt! Wie konnte ich Ffiathann so unterschätzen!«

Er fluchte ungehemmt und rieb sich den brennenden Schweiß aus den Augen. Dann machte er eine, entschlossene Handbewegung.

»Kommt jetzt, wir haben genug Zeit verloren. Weiß Ronyl'ohm, was in Avalon inzwischen passiert sein kann!« knurrte er. Ohne sich noch einmal umzudrehen, stürmte er auf das grüne Licht im Steinkreis zu. Gwythwall und Bric starrten noch einen Moment auf den Leichnam ihres erschlagenen Kameraden, dann zuckten sie mit den Schultern und eilten Mordred nach.

Keiner der drei sah mehr, wie die rechte Hand von Ffiathanns kopflosem Rumpf tastend nach vorne glitt und endlich den Kopf erreichte. Verkrümmte Finger krallten sich in das blutbeschmierte Haar und zogen den Schädel langsam auf den Torso zu.

* * *

Corabhainn hob den Schlangenstab über den Kopf und murmelte einige Worte. Und etwas vollkommen Absurdes geschah: Trotz der mißlichen Situation, in die ich geraten war, kam mir ein Absatz der Bibel in den Sinn. Ich dachte an Moses, der ebenfalls seinen Stab (war da nicht auch etwas mit Schlangen?) über den Kopf gehoben hatte, um den Kindern Israels das Durchqueren des Roten Meeres auf der Flucht vor den Ägyptern zu ermöglichen.

»Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen!« Erst als ich mich nach dem Sprecher umschaute, wurde mir bewußt, daß ich selbst diese Worte ausgesprochen hatte.

Ich war nicht der einzige, der darüber verblüfft war.

Nimué sah mich mit Blicken an, die von neu erwachter Hoffnung kündeten, während Corabhainns Blick Ärger – und eine Spur Angst – verriet. Und als ich seinem Blick folgte, entdeckte ich, daß feiner Putz von den Wänden rieselte. Irgend etwas geschah...

Der Druide streckte mir hastig seinen Stab entgegen. »Bleib, wo du bist, und wage es ja nicht mehr, ein Wort zu sprechen. Sonst...« Corabhainn ließ die Drohung im Räume stehen. Ich spürte, daß er kurz davor war, die Fassung zu verlieren. Sein Blick flackerte. Etwas war darin, das mich an einen Wahnsinnigen erinnerte. Der Stab zitterte in seinen Händen.

Corabhainn stand kurz davor, schlichtweg durchzudrehen. Ich gab ihm im stillen noch zehn Sekunden, dann würde hier der Teufel los sein. Aber warum? Er... hatte Angst! Aber vor wem?

»Du hast gewonnen, Corabhainn. Wir geben auf!«

Nimués Kapitulation kam mehr als überraschend für mich. Doch wahrscheinlich hatte sie recht. Ich wußte nicht, was der überdrehte Druide im nächsten Augenblick mit uns angestellt hätte; etwas besonders Erfreuliches jedoch mit Sicherheit nicht.

Corabhainn war ebenfalls überrascht, aber auch sichtlich zufrieden. Auf einen Wink von ihm traten vier Ritter aus einer verborgenen Nische. Sie zogen wortlos ihre Schwerter und nahmen uns in ihre Mitte. Als ich sie genauer betrachtete, entdeckte ich, daß diese Ritter nicht wie Mordred und Gawain stofflich existent waren, sondern Schattengestalten wie Llahelmon. Sie sahen trotzdem gefährlich genug aus.

Jetzt, wo wir ihm sicher genug verwahrt waren, taute Corabhainn förmlich auf. Er wieselte grinsend um uns herum und blieb schließlich vor Nimué stehen.

»Es tut mir leid, was geschehen wird«, kicherte er. »Aber du hast es dir selbst zuzuschreiben. Du hättest dich damals nicht gegen mich stellen dürfen.«

»Du hast dich außerhalb aller Regeln gestellt, und nicht Merlin und ich!« fauchte Nimué. »Artus war der gesalbte König von Britannien, und niemand, auch du nicht, hatte das Recht, ihn zu stürzen.«

»Das hast du schon einmal vor mehr als dreizehnhundert Jahren gesagt, Nimué.« Corabhainns Stimme klang fast gelangweilt. »Meine Antwort wird sich niemals ändern, und wenn noch einmal tausend

oder zehnmal tausend Jahre vergehen. Artus war König, das stimmt. Doch er war es nur deshalb, weil die Druiden von Avalon ihn dazu gemacht hatten. Als er sich gegen uns stellte, war es nicht nur unser Recht, sondern auch unsere Pflicht, ihn zu beseitigen. Nur der Narr Merlin« – dabei streifte mich Corabhainns Blick mit einem seltsamen Ausdruck – »und du, Nimué, habt dies nicht eingesehen.«

»Mit Artus als unumstrittenem Hohen König hätten wir die sächsischen Barbaren mit Leichtigkeit ins Meer zurückgetrieben. Doch statt dessen habt ihr das Land in einen erbarmungslosen Bruderkrieg gestürzt, wo der Sohn den Vater erschlug. Und ihr habt nichts dabei erreicht. Für euch ein dreizehnhundert Jahre langes Leben als Schatten zwischen den Welten. Das Reich Britannien ist zerbrochen und das Kreuz, das ihr so sehr bekämpft habt, ist fester in der Erde verwurzelt, als es unsere Götter und Dämonen je waren.« Nimué spie angewidert aus.

»Das Kreuz«, fauchte Corabhainn. »Ich verfluche den Tag, an dem Artus Guinevere unter dem Kreuz des Christenpfaffen zum Weibe nahm und nicht unter dem Hirschgeweih der Druiden von Avalon. Wir hätten ihn schon damals vernichten müssen. Doch dein und Merlins Rat ließ uns zögern. Ihr seid schuld, daß alles so gekommen ist. Die meisten Ritter und der größte Teil der Druiden waren dafür, Artus zu entthronen und Mordred als neuen Hohen König von Britannien zu krönen. Hätte Merlin Artus nicht so lange gestützt, wäre es nie zu jener verhängnisvollen Schlacht gekommen, in der Britanniens Blüte in ihrem Blut verging.«

Corabhainn und Nimué hatten sich so in Rage geredet, daß sie mich vergessen zu haben schienen. Aber das, was ich hörte, schlug mich ohnehin so sehr in Bann, daß ich nicht einmal an eine Flucht dachte.

Es war mehr als Neugier. Es war wie…

ein Erinnern. Erinnern an Dinge, die ich niemals erlebt hatte, die…

Das Denken fiel mir schwer. Ich stöhnte. Hinter meiner Stirn wirbelten Bilder und Erinnerungen durcheinander. Mordred und Artus und ihre Ritter wurden zu Schemen, die nicht wußten, ob sie verblassen oder deutlich werden wollten. Etwas begann in mir zu wachsen.

Ich hörte noch, wie Corabhainn murmelte »… ihr werdet an Artus' Grab sterben.« Dann wurde es still um mich.

Entsetzlich still.

* * *

»Gawain, Vetter…« Mordred heulte vor Trauer und Wut, als er den toten Ritter in der Kammer entdeckte. Sein Gesicht verlor alle Farbe. In seinen Augen glühte plötzlich ein Feuer, das selbst die erschreckt hätte, die ihn kannten.

Endlose Sekunden stand er einfach reglos da. Schließlich stieß er einen gräßlichen Fluch aus und schlug mit der gepanzerten Faust gegen die Wand. Seine Begleiter, die seine Wutausbrüche kannten und fürchteten, zogen sich vorsichtshalber ein paar Schritte zurück.

Doch der erwartete Anfall blieb aus. Obwohl in seinen Augen noch immer ein düsteres Feuer flackerte, war Mordred plötzlich so kalt wie Eis.

»Kommt«, sagte er. »Sie können noch nicht weit sein. Gnade ihnen, wenn wir sie erwischen!«

Gwythwall und Bric lief es bei diesen Worten kalt den Rücken hinab. Um keinen Preis der Welt hätten sie in dieser Situation mit den Gesuchten tauschen mögen.

Mordred drang in den Korridor ein. Doch schon nach einigen Yards sah er seine Tante auf sich zukommen und blieb stehen.

»Corabhainn hat Nimué und… den Fremden gefangengenommen!« rief Morgause aufgeregt. »Ich wollte nur rasch dich und Gawain holen. Wo ist –«

Sie stockte, als sie den eisigen Ausdruck auf Mordreds Gesicht bemerkte. Plötzlich erbleichte auch sie.

»Gawain, was… was ist mit ihm?« flüsterte sie.

»Tot«, sagte Mordred kalt. »Er ist tot. Es ist Ffiathanns Schuld. Er hat mich bei den Steinen aufgehalten, so daß ich nicht rechtzeitig zurückkam.«

Morgauses Lippen begannen zu zittern. Ein tiefes, ungläubiges Entsetzen glomm in ihren Augen auf. »Nein!« flüsterte sie. »Nein! Bei den Göttern, das darf nicht sein!«

»Es ist wahr«, sagte er kalt und in einem Ton, der seine nächsten Worte Lügen strafte. »Es tut mir leid. Aber Gawains Mörder werden

für ihre Tat bezahlen, das schwöre ich dir, Morgause. Gawain war mir wie ein Bruder.«

»Gawain war mein Sohn! Er war wie du der Erbe der alten Macht. Er hätte heute seinen Platz im Druidenring von Avalon eingenommen!«

Morgause taumelte und wäre gestürzt, wenn Mordred sie nicht geistesgegenwärtig aufgefangen hätte. Ihre Finger krallten sich so fest in Mordreds Oberarm, daß er vor Schmerz aufstöhnte.

»Komm, Tante, laß uns gehen. Sonst sterben unsere Feinde noch, bevor sie unseren Fluch empfangen können«, sagte er rauh und schüttelte Morgause von sich ab.

Er winkte Bric und Gwythwall, ihm zu folgen, und führte Morgause den Korridor entlang. Keiner der vier bemerkte den Schatten, der mit seltsam verdrehtem Kopf aus dem Torraum herausspähte und ihnen mit schlurfenden Schritten folgte.

* * *

Ich hatte mir Artus' Grab immer recht prunkvoll vorgestellt. Doch was ich jetzt vor mir sah, war kein stolzes Denkmal, sondern eine längliche Steinplatte im Boden, auf der Moos und Flechten den eingravierten Namen des Königs überwucherten. Die Platte war von einem doppelten Steinring umgeben, der mich sehr an Stonehenge erinnerte, wäre er nicht vollständig und unversehrt gewesen. Vielleicht war er es sogar – zu einer anderen Zeit und in einer anderen Welt.

Sie erwarteten uns im Steinring. Obwohl ich diese Menschen (waren es Menschen?) noch nie gesehen hatte, erkannte ich sie sofort.

Ythpadann scharrte nervös mit dem rechten Fuß über den verwitterten Stein und trat ein abgebrochenes Stück zur Seite. Sein Gesichtsausdruck wirkte düster und irgendwie gequält. Ich spürte, daß er liebend gerne an einem anderen Ort gewesen wäre. Kilwidh schien das genaue Gegenteil. Sein Blick drückte beinahe noch mehr Triumph aus, als Corabhainn empfand. Khyldyrr war keine Gemütsregung anzumerken. Auch Morgaine wirkte gelassen, doch das Feuer in ihren Augen zeigte, daß sie zufrieden war.

Mit den Druiden war die magische Kraft eines Zeitalters hier versammelt, bereit, erneut nach der Macht zu greifen, die sie einmal in ihren Händen gehalten hatte. Nur Ffiathann fehlte. Diese Erkenntnis

überraschte mich. Ich hatte den zänkischen Burschen zwar nie gemocht, aber er hatte Corabhainn immer nachgegeben, wenn auch meistens nach heftigem Streit.

Jetzt war es an der Zeit für mich, über meine eigenen Gedanken zu erschrecken. Ich schaute Nimué hilfesuchend an. Ihr Blick senkte sich in meine Augen, und ich fühlte eine seltsame Gelassenheit in mir aufsteigen. Beinahe hatte ich das Gefühl, als wäre das alles hier nur ein böser Traum, aus dem ich jeden Augenblick erwachen mußte.

Aber ich erwachte nicht, denn dies hier war die Wirklichkeit. Wenn auch eine Wirklichkeit, die schlimmer war, als es jeder Alptraum sein konnte.

»Wo sind Morgause und Mordred?« Morgaines Stimme klang wie klirrendes Eis.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Corabhainn ungehalten. »Aber es wäre besser, wenn sie bald erscheinen würden. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Das sagt der Mann, der dreizehnhundert Jahre gewartet hat, bis er unserer Feinde endlich habhaft wurde«, bemerkte Kilwidh spöttisch.

»Reize ihn nicht, Freund«, zischte Morgaine. »Merkst du denn nicht, daß es der Dämon ist, der Corabhainn antreibt? Ronyl'ohm drängt, damit wir ihm den Weg auf die Erde freimachen. Außerdem giert er danach, sich die Seelen der beiden dort einzuverleiben.«

Die Spannung knisterte fast hörbar bei diesen Worten. Doch noch wußte ich nicht, wie ich mir die Verstimmung zwischen den Druiden zunutze machen konnte. Noch während ich fieberhaft überlegte, stürmten Morgause und Mordred herbei. Kilwidh stieß pfeifend die Luft aus den Lungen, als er die verzerrten Gesichter der beiden bemerkte. Morgaine öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch die Überraschung ließ sie verstummen. Nicht anders erging es den meisten anderen Druiden.

Nur Corabhainn ging den Ankömmlingen einen Schritt entgegen. »Was ist geschehen?« fragte er gepreßt.

Morgause bedachte ihn mit einem Blick, der einen Stein hätte erstarren lassen. »Gawain ist tot!« kreischte sie und stürmte mit vorgestreckten Händen auf Nimué und mich los.

Die Spitze des Schlangenstabes sauste durch die Luft und traf

Morgauses Stirn so hart, daß ein blutiger Riß über ihren Augenbrauen entstand. »Zurück, du Närrin. Sie gehören dem Dämon!« donnerte Corabhainn sie an.

Morgause taumelte zur Seite und wurde von Morgaine aufgefangen. Die beiden Frauen warfen Corabhainn einen derart haßerfüllten Blick zu, daß ich jeden Augenblick das Ausbrechen des Streites erwartete.

Corabhainn hob drohend den Schlangenstab und funkelte die Schwestern zornig an. »Gehorcht, oder ihr werdet dem Dämon als Speise dienen!« Einige wenige Sekunden, die sich zu Ewigkeiten dehnten, hielten die Schwestern der Kraft des Druiden stand. Dann erlosch ihr Widerstand; sie traten mit hängenden Köpfen einige Schritte zurück und überließen Corabhainn das Feld.

»Meinen Glückwunsch, Corabhainn. Du bist mit den beiden rascher fertig geworden, als ich es erwartet hatte«, sagte Kilwidh. Aber ganz im Gegensatz zu seinen anerkennenden Worten erschien eine steile, tief eingegrabene Falte auf seiner Stirn. »Trotzdem hast du eine Niederlage erlitten. Oder kannst du mir sagen, wie du den Ausfall Gawains und Ffiathanns ersetzen willst?«

»Der Dämon tobt in seinem Gefängnis zwischen Raum und Zeit. Bald werden die Mauern zerbrechen, die ihn von Avalon trennen. Wenn es uns bis dahin nicht gelungen ist, ihm den Weg auf die Erde zu öffnen, wird er keine Gnade mit uns kennen!« Morgauses Stimme klang düster, aber der Haß war daraus verschwunden. Sie war nur noch mutlos. Der Tod ihres Sohnes hatte die Frau gebrochen. Doch auch die anderen Druiden strahlten jetzt mehr Verzweiflung als irgend etwas anderes aus.

Nun, was dies anging, war ich mit der Entwicklung durchaus zufrieden, obwohl ich wußte, daß sie vielleicht meinen Tod bedeutete. Ronyl'ohm durfte niemals auf die Erde gelangen. Seine Gier nach Leben würde Millionen Menschen das Leben kosten. Nein, ein noch weit schlimmeres Schicksal. Gegen Ronyl'ohm waren sogar die GROSSEN ALTEN gnädig. Denn für Cthulhu und seine Kreaturen ging es vor allem um Macht. Sie wollten herrschen, und dazu brauchten sie die Menschen, und sei es nur als Sklaven. Ronyl'ohm jedoch hatte nur das Ziel, seine Gier zu befriedigen.

Eine Berührung an der Schulter riß mich aus meinen Gedanken. Ich sah Nimués Gesicht seltsam groß und deutlich vor mir. »Du mußt etwas tun, Merlin«, flüsterte sie. »Jetzt ist die Gelegenheit! Sie sind vor Angst außer sich!«

Weshalb nannte sie mich Merlin? Ich war Robert Craven. Oder…?

Zweifel schlichen sich in mein Herz. Ich glaubte nach wie vor, Robert Craven zu sein. Aber ich hatte ganz deutlich das Gefühl, als wenn dies nicht mehr stimmte. Ich war…

Ich war…

Ja – wer eigentlich?

* * *

»Wir sind neun, Freunde, die Zahl, die wir brauchen, um den Druidenring zu schließen. Wir müssen nur Nimué und den Fremden mit einbeziehen. Es wird gehen. Ich fühle das Blut des Alten Volkes in seinen Adern.«

Ythpadanns Worte trafen nicht nur die anderen wie ein Schlag. Auch ich starrte ihn an, als zweifelte ich an seinem Verstand. Das Alte Volk? Ich war ein Yankee, wie es waschechter gar nicht ging!

Irgendwo in mir schien ein leises, böses Lachen zu erschallen, als ich diesen Gedanken dachte…

»Nein!« schrien Morgause und Corabhainn beinahe gleichzeitig.

»Niemals, eher sterbe ich«, setzte die Frau voller Haß hinzu. »Er ist der Mörder meines Sohnes! Er –«

»Es ist nicht nötig«, unterbrach sie Mordred. »Morgause hat recht – dieser Mann ist nicht würdig, in den Kreis aufgenommen zu werden.«

»Aber wir müssen –«

»Narr!« schrie Mordred. »Wozu die Aufregung? Sie ist überflüssig. Wir müssen zwei Leute ersetzen, Gawain und Ffiathann. Bric und Gwythwall sind zwar keine ausgebildeten Druiden, aber sie stammen vom Alten Volk ab.«

Die Druiden standen zuerst wie erstarrt. Ythpadann und Khyldyrr schüttelten zweifelnd den Kopf, während Morgaine ihrem Sohn anerkennend zunickte. »Du hast recht, Mordred. So könnte es gehen!«

»Dann nehmt eure Plätze ein. Auch ihr, Bric und Gwythwall. Ihr braucht nichts anderes zu tun, als still im Kreis zu stehen und auf das

zu achten, was ich mache«, erklärte Corabhainn, sichtlich mißmutig darüber, daß nicht er es war, der die Kreismitglieder bestimmt hatte.

»Macht schnell. Der Dämon wird gleich erscheinen«, fauchte er, als die anderen in ihrer Erregung nicht sofort die richtige Stellung fanden.

Ich konnte die Nähe des Dämons spüren, sein wildes Anrennen gegen die geistigen Mauern, die ihn von der Welt fernhalten sollten und die Corabhainn in seinem Wahn ins Wanken gebracht hatte.

Und…

Ja… ich – oder etwas in mir – sehnte das Zerbrechen der Mauern förmlich herbei. Und irgendwie wußte ich, daß sich die Druiden von Avalen zu früh zum magischen Ring zusammenfinden würden. Corabhainn und Morgause mochten zwar halb verrückt vor Rachsucht sein; lebensmüde waren sie deshalb noch lange nicht.

Corabhainn legte einen grün strahlenden Kristall auf die Mitte des Grabsteines und berührte ihn mit seinem Schlangenstab. Eine heftige Entladung ließ helle Funken wie brennendes Wasser sprühen. Einer dieser Funken flog wie ein bösartiges Insekt auf mich zu und streifte heiß und sengend meine Wange. Ich erschrak über die magische Kraft, die dem Funken innewohnte.

Mir (mir?!) blieb weniger Zeit, als ich erwartet hatte; viel weniger. Er war nahe.

Der magische Strom verstärkte sich, hüllte bald die ganze Grabplatte in ein grün leuchtendes, unheimliches Feuer, das Sekunden später knatternd auf den Steinkreis übersprang.

Und auf uns.

Neben mir stöhnte Nimué vor Schmerzen und Angst. Das eigenartige, beinahe siegessichere Lächeln verschwand von ihrem Gesicht.

»O Merlin, verzeih mir. Ich hatte vergessen, wie stark sie sind!«, flüsterte sie. Ich sah sie nicht an, aber ich fühlte, daß sie weinte. Es störte mich auch nicht mehr, daß sie mich Merlin nannte. Ich war ein Magier und stand an einer Stelle, an der auch Merlin in alter Zeit gestanden hatte. Und dies nicht nur im örtlichen Sinn. Merlins Feinde waren meine Feinde, und sein Kampf der meine. Ich stand hier, um zu kämpfen, nicht, um Robert Craven zu sein. Vielleicht war ich es auch gar nicht mehr, sondern stellte längst Merlin dar. Schließlich hatte mich Nimué lange genug beeinflußt; vielleicht hatte sie mich zu einem

Teil von ihm gemacht. Und vielleicht war dies der einzige Grund, aus dem ich hier war.

Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren. In jeder Sekunde, die ich nutzlos vergehen ließ, wurde die Kraft der Druiden stärker und öffnete sich das Tor zu unserer Welt einen weiteren Spalt.

Der Dämon war nahe. Sehr nahe...

Er tobte schon längst nicht mehr, sondern wartete sichtlich zufrieden die weitere Entwicklung ab. Schon erschien ein erster, noch halb durchsichtiger Schemen auf der Grabplatte und beäugte uns mit Blicken, die gleichzeitig voller Wut und Verachtung, voller Gier und höhnischem Spott waren.

Um die Druiden kümmerte er sich kaum. Sie stellten für ihn nur Werkzeuge dar, die er brauchte, um seinen magischen Kerker zu sprengen.

Anders war es bei Nimué und mir. Uns starrte er mit unverhohlener Gier an.

Und da war noch etwas.

Etwas, das ich beinahe zu spät erkannte.

»Du hast gut gearbeitet, Corabhainn. Die beiden sind mehr, als ich erwartet hatte.« Die rollende Stimme des Dämons hallte wie ein Peitschenhieb in der Stille.

Ich starrte Corabhainn an, der die Macht seines Schlangenstabes dazu benützte, auch noch die letzte Mauer einzureißen, die Ronyl'ohm noch von Avalon und der Welt jenseits des Steinkreises trennte. Nur noch ein kurzer Augenblick, und es würde geschehen.

Und ich hatte keine Chance, es zu verhindern. Die Kraft des Schlangenstabes bannte mich an die Stelle, an der ich stand.

Zuerst schenkte ich dem Schatten, der hinter Corabhainn auftauchte, keine Beachtung. Dann hörte ich Nimué neben mir vor Überraschung keuchen.

»Ffiathann«, flüsterte sie so leise, daß ich es kaum verstehen konnte. Verwirrt kniff ich die Augen zusammen. Es war tatsächlich Ffiathann, den ich im Kreis der Druiden vermißt hatte. Aber auf welch entsetzliche Weise hatte er sich verändert!

»Ronyl'ohm, erscheine!« brüllte Corabhainn. Seine Stimme überschlug sich fast vor Triumph. »Erscheine, mäch-«

Weiter kam er nicht. Die letzte Silbe blieb ihm im wahrsten Sinne des Wortes in der Kehle stecken, als sich die Finger Ffiathanns um seinen Hals schlossen. Der Schlangenstab fiel polternd zu Boden und das grüne Licht wurde schwächer. Gleichzeitig spürte ich, wie der Bann, der mich gefangen hielt, von mir abfiel. Corabhainn schrie erstickt auf, wand sich unter Ffiathanns Griff und versuchte ihn abzuschütteln.

Ich achtete nicht mehr auf das Handgemenge der beiden alten Männer. Ohne selbst wirklich zu begreifen, was ich tat, warf ich mich vor, tauchte unter Mordreds zupackenden Händen hindurch und sprang auf die Grabplatte.

Meine Reaktion überraschte selbst die Schattenkrieger, die hinter mir standen, völlig. Ihr überraschter Schrei kam zu spät.

Mit einem verzweifelten Satz hechtete ich vor und packte den grünen Kristall. Ich hatte Hitze erwartet, Schmerz, das Gefühl von Schrecken, irgend etwas –

und irgend etwas in ihm lebte...

Corabhainn brüllte wie unter Höllenqualen, als er sah, was ich tat. »Laß den Kristall fallen!« schrie er.

Und er war nicht der einzige, der schrie. Auch der Dämon stieß ein fürchterliches Brüllen aus, warf sich mit Urgewalt gegen die unsichtbaren Mauern seines Gefängnisses und streckte ein halbes Dutzend grünleuchtender Tenakelarme nach mir aus.

Zu meinem Glück war er noch nicht stofflich genug, um mich wirklich fassen und in handliche kleine Stücke reißen zu können. Doch allein die Berührung der grün fluoreszierenden Schemen war noch schrecklich genug, mich aufschreien zu lassen.

Irgendwie kämpfte ich mich auf die Beine, taumelte von der Platte herunter und sah verzerrte Schatten auf mich zukommen. Furcht griff wie eine graue Hand nach mir. Ich dachte nicht mehr, ich wußte nur, daß ich sterben würde, und nach mir vielleicht Tausende, wenn nicht Millionen Unschuldiger, wenn diese entsetzliche Kreatur jemals Gestalt annehmen sollte.

Mit aller Macht schleuderte ich den Kristall von mir. Er zog eine grün flirrende Bahn durch die Luft und fiel weit außerhalb des Steinkreises

zu Boden.

Corabhainn heulte, als hätte man ihm ein Messer in den Leib gestoßen. »Wahnsinniger!« kreischte er. »Was hast du getan!? Damit hast du uns alle umgebracht!«

Ich fand nicht einmal mehr die Zeit, ihn fragend anzusehen. Der Dämon durchbrach die letzte Barriere, die ihn noch von der Wirklichkeit trennte, brüllte auf und fuhr mit einem heftigen Ruck hoch. Ein Tentakelhieb ließ mich haltlos zu Boden taumeln. Ich schlug mit dem Hinterkopf hart gegen eine Säule des Steinkreises.

Für Sekunden wallte Dunkelheit vor meinen Augen auf. Als ich wieder halbwegs klar sehen konnte, hockte Ronyl'ohm wie ein überdimensionaler Krake auf dem Grab und funkelte die Druiden mit einer Mischung aus Haß und Verachtung an. Ffiathann lag verkrümmt am Boden. Noch im Tod drückten seine Augen eine tiefe Befriedigung aus. Mordred steckte eben das blutbefleckte Schwert in die Scheide.

Und auch Corabhainn war tot. Ffiathann hatte ihm das Genick gebrochen. Der Druidenkreis existierte nicht mehr. Seine Mitglieder starrten den Dämon voller Panik an, keine mächtigen Zauberer mehr, sondern nur mehr angsterfüllte Adepten, die zuviel gewagt und alles verloren hatten.

Plötzlich fühlte ich Nimués Finger auf meiner von der Kälte des Steines halb verbrannten Hand. »Ich muß es tun, Merlin. Sie sind die letzten meines Volkes.«

Ich verstand nicht einmal, was sie meinte, sah aber reglos zu, wie sie sich aufrichtete und dem Dämon entgegentrat; langsam, aber ohne eine Spur von Furcht.

»Die Zeremonie war nicht vollendet!« sagte sie mit lauter Stimme. »Weiche, Dämon! Kehre dorthin zurück, woher du gekommen bist!«

Ronyl'ohm antwortete mit einem Grollen, das den Steinkreis erzittern ließ. Seine Tentakel peitschten auf Nimué zu, um sie zu packen, erreichten sie aber nicht, sondern blieben wenige Handbreit vor ihr zitternd in der Luft stehen.

Sie hob befehlend die Hand und flüsterte ein einzelnes, leises Wort.

Die Tentakel des Dämons wurden wie von einer unsichtbaren Faust beiseite gefegt. Für einen Augenblick war Ronyl'ohm selbst zu verblüfft, um reagieren zu können. Nimué versuchte den Druidenkreis

wiederzubeleben, um seine magische Macht gegen den Dämon wenden zu können.

Beinahe hätte sie es auch geschafft.

Ythpadann, Kilwidh, ja selbst Morgaine und Mordred unterwarfen sich bereitwillig ihrem Willen, denn sie schienen endlich zu begreifen, daß hier mehr auf dem Spiel stand als nur ihr Leben.

Morgause aber trat einen Schritt zurück und verschränkte ihre Arme mit einem boshaften Lächeln vor der Brust.

»Nein«, sagte sie. Nur dieses eine Wort, aber so entschlossen, daß Nimué kein zweites Mal versuchte, sie zur Vernunft zu bringen. Morgause war das Schicksal des Druidenkreises gleichgültig, vielleicht das der gesamten Menschheit. Sie wollte Rache. Wahrscheinlich war sie in diesem Moment ebenso verrückt, wie Corabhainn es gewesen war.

Kostbare Sekunden verstrichen, in denen Nimués Blick verzweifelt zwischen Morgause und dem Titanenleib des Dämons hin und her irrte. Der Koloß begann zu toben. Noch hielten die unsichtbaren Fesseln – aber wie lange noch?

Ich rannte los, um dem Kreis beizustehen – irgendwie –, doch ich kam zu spät. Die Tentakelarme des Dämonen schlugen mit mörderischer Kraft zu.

Ythpadann, Khyldyrr und Kilwidh, mächtige Götter in den großen Tagen Avalons, waren die ersten, die fielen; danach die Ritter Gwythwall und Bric, die Corabhainn erst vor wenigen Minuten in den Druidenkreis einbezogen hatte. Nur Mordred, Morgause, Morgaine und Nimué überstanden Ronyl'ohms ersten Schlag ohne sichtbaren Schaden. Ihre Gesichter waren von Entsetzen verzerrt, als der Koloß sich schwerfällig herumwälzte und sie aus seinen glühenden Augen anstarrte.

Mordred hatte sein Schwert gezogen, so als könnte er auch diese Gefahr mit dem blanken Stahl abwehren.

Die Waffe schmolz in seiner Hand, als Ronyl'ohm mit einem Tentakel nach ihm schlug. Für den Bruchteil einer Sekunde starrte Mordred aus vor Entsetzen geweiteten Augen auf den verkohlten Stumpf, der von seinem als unbesiegbar geltenden Schwertarm geblieben war, dann verschwand er so spurlos, als hätte es ihn nie gegeben.

Morgaine folgte ihrem Sohn, ohne sich zu wehren. Sie war in ihrem Herzen wohl schon tot, bevor sich der giftige Tentakel um sie schloß und sie im Feuer des Dämons verging.

Und schließlich waren nur noch Morgause, Nimué und ich übrig.

Das Ungeheuer wälzte sich auf Nimué zu, brüllte vor Gier und Wut und hob seine Tentakel.

Mein Stockdegen! Es war keine allzu effektive Waffe gegen einen Koloß wie ihn, aber die einzige, die ich noch hatte – und die vielleicht Wirkung zeigte.

Ich wirbelte herum, suchte mit schnellen Blicken den Degen – und sah den Kristallknauf in Morgauses Händen glitzern!

Sie wartete, bis ich nahe genug an sie herangekommen war, dann stach sie mit einem zynischen Grinsen zu. Ich ließ mich einfach fallen und überwand den letzten Meter auf allen vieren. Heiß spürte ich die Klinge über meinen Rücken schaben, doch bevor sie ein zweites Mal zustechen konnte, hatte ich Morgause gepackt.

Sie war stärker als ich es erwartet hatte. Mit einer Hand umklammerte sie den Knauf des Stockdegens, mit der anderen versuchte sie mir das Gesicht zu zerkratzen, riß an meinem Haar und stach mit den Fingern nach meinen Augen.

Irgendwie schaffte ich es trotzdem, ihr den Degen aus der Hand zu winden, machte mich mit einem heftigen Ruck von ihr frei und wollte auf den Dämon zulaufen, doch da hing Morgause schon wieder an mir und bearbeitete mich noch wilder als zuvor.

Ich wehrte sie mit einem Ellbogenstoß ab, der etwas heftiger ausfiel, als ich eigentlich wollte. Morgause keuchte vor Schmerz, stolperte gegen Nimué und klammerte sich an sie, um nicht zu fallen. Im gleichen Augenblick schlang Ronyl'ohm seine Tentakelarme um die beiden.

Grünes Feuer hüllte die ungleichen Schwestern ein. Mir blieb keine Zeit mehr, Ziel zu nehmen. Aus vollem Lauf schleuderte ich meinen Degen in den massigen Leib des Dämons.

Die Klinge traf eines der tückisch funkelnden Augen und bohrte sich bis zum Griff in den schwarzen Schädel.

Der Dämon erbebte und stieß einen gellenden Schrei aus. Dann fiel

der grünleuchtende Krakenkörper mit einem häßlichen Geräusch in sich zusammen. Ich sah noch, wie er mit seinen zerfasernden Tentakeln wild um sich schlug und einige Steinsäulen des Heiligtums wie Bauklötze umwarf.

Dann wurde mir schwarz vor Augen.

* * *

Ich spürte, daß ich nur wenige Sekunden bewußtlos gewesen sein konnte. Und doch war Zeit vergangen; unendlich viel Zeit.

Als ich hochschreckte, wölbte sich ein blutroter Morgenhimmel über Stonehenge. Morgaines Irrnebel war verschwunden. Nur einige wenige graue Fetzen wehten noch über die Felder, und in der Ferne ertönte der schrille Pfiff einer Lokomotive. Erst nach einigen Augenblicken fiel mir auf, daß Artus' Grab verschwunden war. Die Säulen, die der sterbende Dämon umgerissen hatte, lagen zum Teil zertrümmert und von Unkraut überwuchert am Boden, teils waren sie ganz verschwunden.

Für einen Moment fragte ich mich allen Ernstes, ob dies alles nicht vielleicht doch nur ein Traum gewesen war.

Aber es war real. Ich befand mich in Stonehenge. Avalon war ebenso wirklich gewesen wie Ronyl'ohm, Corabhainn, Morgause und Nimué.

»Nimué!«

Ich blickte mich erschrocken um und sah sie wenige Schritte neben mir im feuchten Gras liegen.

Vorsichtig ging ich zu ihr, kniete neben ihr nieder und berührte ihr blasses Gesicht mit den Fingerspitzen. Im gleichen Moment spürte ich die Veränderung in ihr. Sie war nicht mehr Nimué, sondern wieder Jeany Oldskirk, das Mädchen aus Salisbury, auf seine Art ein ebenso willenloses Werkzeug der Götter, wie ich es gewesen war. Sie hatte der Hexerin Nimué nur als Hülle gedient, so wie ich dem Zauberer Merlin.

Und doch waren es Nimués goldgesternte Augen, die zu mir aufblickten. Sie lebte noch!

Aber im gleichen Moment fühlte ich auch, daß sie sterben würde. Ein

bitterer Geschmack breitete sich in meinem Mund aus.

»Merlin, du... du hast gesiegt«, flüsterte sie. »Du hast Ronyl'ohm vernichtet!« Nimués Stimme klang so schwach, daß ich sie kaum mehr verstand.

»Du darfst nicht sprechen«, sagte ich, »bitte. Ich... werde Hilfe holen, und...«

Nimué schüttelte mit einer matten Bewegung den Kopf. »Halte mich fest, Merlin, wie damals, als Corabhainn uns von Avalon vertrieb. Damals hegten wir die Furcht, er würde in seinem Haß dem Dämon den Weg in die Welt der Menschen öffnen, doch besaßen wir keine Waffe, die Ronyl'ohm hätte aufhalten können. Und nun, nach so langer Zeit, hast du eine gefunden. Ich freue mich so sehr.«

Sie legte ihre rechte Hand auf meinen Unterarm und sah mich lächelnd an. In ihren zweifarbigen Augen stand ein dumpfer, ganz allmählich wachsender Schmerz. Etwas in mir krampfte sich zusammen, als ich begriff, daß sie in meinen Armen starb.

»Du mußt nicht um mich trauern, Merlin«, sagte sie sanft. »Auch wenn ich jetzt sterbe – wir werden uns wiedersehen. So wie wir uns jetzt wiedergesehen haben. Irgendwann wird ein anderes Mädchen wie Jeany Oldskirk geboren, die gleichfalls Nimué ist. Du mußt nur darauf warten... Merlin!«

Nimué bäumte sich mit einem Schrei auf und sank dann haltlos zurück. Ich hielt sie fest, bis ihr Körper grün zu schimmern begann und durchscheinend wurde. Dann legte ich sie vorsichtig in die Mitte des Steinkreises und trat langsam zurück. Nimués Körper flackerte immer stärker und löste sich in tausend winzige Funken auf.

Irgendwann, Ewigkeiten danach, drehte ich mich um, hob meinen Degen auf und machte mich auf den langen Weg zurück zur Bahnstation.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Niemand wußte, aus welchem Material diese mysteriöse *Wand* bestand. Niemand wußte, was *dahinter* war. Beim Anlegen eines Stollensystems waren die Männer auf jene Barriere gestoßen, die aus gestaltgewordener Nacht zu bestehen schien, und von der ein unwiderstehliches Locken und Wispern ausging.

Kapitän Nemo hatte verboten, die Wand zu durchschreiten, und doch verschwanden immer mehr und mehr Männer darin, ohne je zurückzukehren.

Die Insel, Nemos Stützpunkt, war zu einer Todesfalle geworden. Wie lange würde es noch dauern, bis endlich die NAUTILUS zurückkehrte? Bis das Unterseeboot die Männer brachte, die allein noch etwas gegen den Schrecken unternehmen konnten – Robert Craven und Howard Lovecraft.

Und was, wenn es bis dahin niemanden mehr auf *dieser* Seite der Wand gab?

Stadt der bösen Träume